



**WESTFALENHÜTTE AG
DORTMUND**

9

MITTEILUNGSBLATT · SEPTEMBER 1952 · 4. JAHRGANG

Andersen



Unser Titelbild:

Kirunavara. Während der langen Nächte sind der Tagebau und die Abrauterrassen Tag und Nacht von Lampenreihen erhellt.

Aus dem Inhalt:

Wir holen Erz aus Schweden

Überkapazität der Stahlproduktion?

Eisen und Stahl im Volksleben

Etwas von der Kohle

Richtig planen — mehr leisten —
besser leben

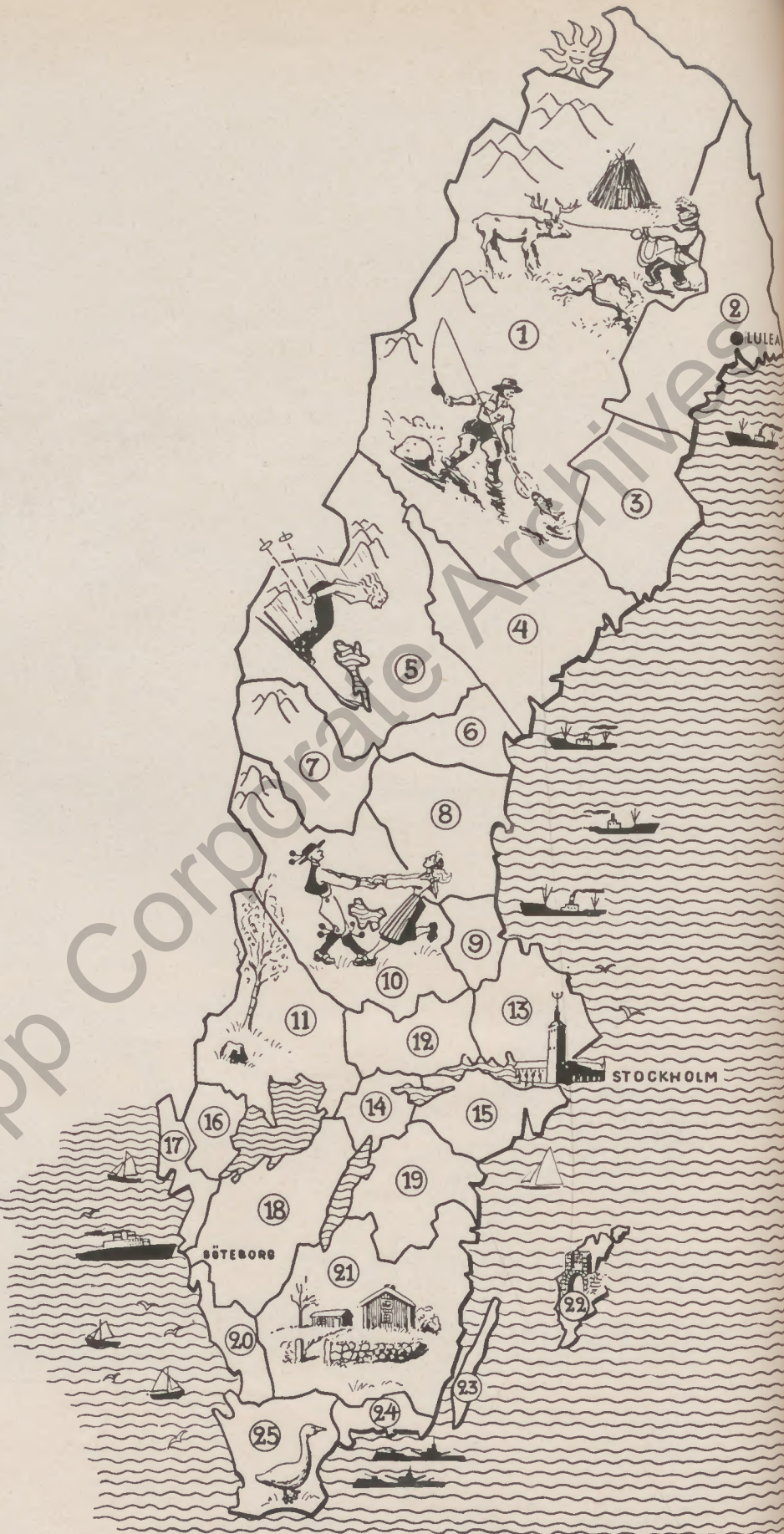
Adolf Dünnebacke schreibt . . .

Wir besuchen Jugoslawien —
Jugoslawen besuchen uns

Richtfest unserer neuen Lehrwerkstatt

Willst Du so sein, Kollege?

Die Frau ist kein Reservist!



Die schwedischen Landschaften

- | | | | |
|-----------------|-----------------|------------------|------------------|
| 1. Lappland | 7. Härjedalen | 13. Uppland | 19. Östergötland |
| 2. Norrbotten | 8. Hälsingland | 14. Närke | 20. Halland |
| 3. Västerbotten | 9. Gästrikland | 15. Södermanland | 21. Småland |
| 4. Ångermanland | 10. Dalarna | 16. Dalsland | 22. Gotland |
| 5. Jämtland | 11. Wermland | 17. Bohuslän | 23. Öland |
| 6. Medelpad | 12. Västmanland | 18. Westgötland | 24. Blekinge |
| | | | 25. Skåne |

Wir holen Erz aus Schweden

-oi- In der Stahlproduktion unserer Westfalenhütte spielen Schwedenerze eine entscheidende Rolle. Solange unsere Hochöfen arbeiten, haben wir Schwedenerze verbraucht. Viele Jahre verhütteten unsere Hochöfen den höchsten Prozentsatz Schwedenerze von allen Hüttenwerken der Ruhr. Das ist geographisch bedingt. Die natürlichen Erzquellen unseres Werkes liegen im Norden, während die am Rhein und der Ruhrmündung gelegenen Hüttenwerke wirtschaftlich weitaus günstiger als wir über den Hafen Rotterdam Erze aus dem Mittelmeergebiet, Afrika usw. beziehen können.

In der Vorkriegszeit betrug der Mölleranteil Schwedenerz am Thomasroheisen bei uns 60 Fe-Prozent. Zur Zeit stellen die Hüttenwerke der Ruhr insgesamt etwa 35 Prozent ihres Thomasroheisens aus Schwedenerzen her.

Unsere Westfalenhütte verbraucht z. Z. monatlich etwa 180 000 Tonnen Erz. 80 000 Tonnen beträgt unser Verbrauch an Inlanderzen; 100 000 Tonnen Erz müssen importiert werden. Aus Schweden beziehen wir monatlich rund 50 000 Tonnen Erz. Die Bedeutung des Schwedenerzes für unser Werk rechtfertigt es, den Weg dieses Erzes zu begleiten.

Von Rotterdam trifft die Meldung ein: „Die ‚Johann Schulte‘ (das für unsere Reise vorgesehene Schiff) legt soeben, von Kirkenes kommend, an.“

Wir fahren ab.

*

Die Paß-, Devisen- und Zollkontrolle ist diesseits und jenseits der deutsch-holländischen Grenze verhältnismäßig einfach. Vielleicht liegt es daran, daß wir in einem internationalen D-Zug sitzen, vielleicht spricht mit, daß wir jede Auskunft bereitwilligst erteilen. Wir haben ja auch nichts zu verbergen. Und die Zöllner — so sagt man uns — kennen „ihre Leute“. Ich habe 10,— DM zuviel bei mir und darf für die Bescheinigung, daß ich mir diesen Mehrbetrag bei der nächsten zugelassenen Bank — in meinem Falle in Düsseldorf! — abholen kann, 50 Pfennig bezahlen. Übrigens ist auffällig — das stellte ich auch bei der Rückfahrt fest —, daß kein Reisender über die Bestimmungen, was herüber und hinüber mitgenommen werden darf, unterrichtet ist. Die deutschen Anordnungen sollen sich laufend ändern. Ob nicht das Bundeswirtschaftsministerium die Herausgabe einer schlüssigen Richtlinie vornehmen kann?



Am Feuerschiff Elbe 1

Immer wieder wird man durch die Sauberkeit und Bequemlichkeit der holländischen Züge beeindruckt. Die Bahnen sind vollelektrifiziert.

Internationales Gewimmel am Strand in Scheveningen. Endlos weit der Hafen in Rotterdam. Die Kriegsschäden, die die Stadt schwer trafen, sind weitaus behoben. Vor dem mächtigen U-Boot-Bunker, den die Deutschen in der Besatzungszeit anlegten, übt hollän-



Einfahrt in die Schleuse Brunsbüttelkoog

dische Marine. Erbeutete Kleinst-U-Boote und Einmann-Torpedos sind wie zu einer Ausstellung an der Bunkerwand ausgerichtet.

Die Rotterdamer, mit denen wir sprechen, sind freundlich und zuvorkommend. Erbitterung klingt nur dann auf, wenn sie erzählen, wie in der Schlußphase des Krieges die deutschen Sprengkommandos „arbeiteten“ und die Hafenanlagen sinnlos atomisierten.

*

Die „Johann Schulte“ von der Reederei Schulte & Bruns, Emden, ist für unsere Landratten-Begriffe ein mächtiges Schiff mit einer Länge von knapp 127 Meter und einer Breite von fast 17 Meter, mit 5634 Brutto-Register-Tonnen und einer Ladefähigkeit von 8500 Tonnen, was dem Fassungsvermögen von mindestens 500 normalen O-Wagen entspricht. Der Tiefgang des beladenen Schiffes ist 26 Fuß = fast 8 Meter. Jetzt aber tritt die „Johann Schulte“ unbeladen die Fahrt an. Und das ist nicht schön. Bei dem jetzigen geringen Tiefgang schlingert das Schiff trotz an sich mäßiger Südwestwinde erheblich in einer nordwestlichen Dünung, die eine Folge vorangegangener Stürme ist. — Man soll sich nicht stärker fühlen, als man ist: sicherheitshalber verzichte ich auf das Mittagessen und bleibe auf der Kommandobrücke.

Wir fahren auf dem niederländischen Küstenweg nach Norden. — Hoek van Holland: Fährenbetrieb nach England. — IJmuiden: durch scharfe Fernrohre begrüßen wir die Orte, die wir vor wenigen Monaten

(April-Ausgabe) besuchten. — Vor der Insel Texel das gleichnamige Feuerschiff. — In der beginnenden Nacht passieren wir das Feuerschiff Terschellingbank. Blink- und Heulbojen weisen den Weg.

In gleichmäßigem Auf und Ab schlingert das Schiff und zwingt die Wellen hinter sich. Es macht jetzt rund 13 Knoten = Seemeilen = rund 24 Stundenkilometer. Der Tagesverbrauch an Heizöl beträgt 22 Tonnen.

Nach 23 Stunden Fahrt nehmen wir bei Feuerschiff Elbe 1 den Elblotsen an Bord. Vier Stunden lang dauert die Fahrt die Elbe aufwärts bis Brunsbüttelkoog. Dann werden wir in den fast 100 Kilometer langen und annähernd 100 Meter breiten Nord-Ostsee-Kanal (Kaiser-Wilhelm-Kanal) geschleust, den wir an der Schleuse Holtenau an der Kieler Förde verlassen.

Kieler Feuerschiff — Kieler Bucht — Feuerschiff Fehmarnbelt. Wir befinden uns mitten in den riesigen Minenfeldern, durch die ein durch Bojen gekennzeichnete Weg freigemacht wurde.

Unser Schiff steht in ständiger Funkverbindung mit dem Sender Norddeich. Darüber hinaus ruft der Funker jede Küstenfunkstelle an, die wir passieren; vielleicht liegt hier für das Schiff irgendeine Meldung vor. Auf 500 kHz werden die Wetterberichte der einzelnen Stationen angekündigt, die dann nach Greenwich-Zeit auf den Stationswellen abgehört werden. Wir hören sogar eine Warnmeldung vor losgerissenen Minen. Hier und dort ragen aus der Ostsee die Mastspitzen versunkener Schiffe, darunter die besonders gekennzeichnete „Gneisenau“.

An Steuerbordseite — wir sind beinahe schon alte Fahrensmänner — also: rechts erkennen wir in der Ferne die Kreidefelsen der Insel Rügen mit dem Leuchtturm Kap Arkona. An Backbordseite, also links die dänische Insel Møen, auch hier Kreidefelsen. Vor kurzem hatte die Fähre Travemünde—Gedser (früher Warnemünde—Gedser) unseren Weg gekreuzt.



Auf der Kommandobrücke



Hinter uns versinkt die deutsche Küste

Herrlich ist die Mondnacht mit sternensüßem Himmel. Rechts das Leuchfeuer der Insel Bornholm, links das von Sandhamaren. Dann die Feuer und Lichter der schwedischen Küste.

*

Schweden ist ein langgestrecktes Land, das eine Menge verschiedenartigster Landschaften umfaßt. Im Süden Schonen mit den großen Ebenen, im Norden Lappland mit den großen Wäldern und hohen Felsen, dazwischen Wälder, Flachland, Bergrücken, Flüsse, Seen und Meerbusen. Die Landesgrenze Schwedens ist 2193 Kilometer lang. Die Küstenlänge beträgt 7624 Kilometer. Der größte Querschnitt von Norden nach Süden beträgt 1574 Kilometer; der breiteste Teil des Landes hat einen Querschnitt von 499 Kilometer. Schweden bedeckt eine Fläche von 449 165 Quadratkilometer, wovon 54 Prozent Wald, 12 Prozent bebauter Gebiet, 9 Prozent Seen und 25 Prozent Berge sind. Ein Teil des Landes liegt nördlich vom Polarkreis. Hier ist die Mitternachtssonne ununterbrochen über zwei Monate lang zu sehen. Die Sommermonate in Schweden haben helle Nächte. Andererseits herrscht in Schweden eine langdauernde Winterfinsternis. Im nördlichen Schweden geht im Dezember die Sonne überhaupt nicht auf. Dann vor allem ist die Zeit des Nordlichtes: auf dem besternten Himmel flackern die Farben vom hellen Weiß über leuchtendes Grün bis zum grellen Rot.

Durch den großen Waldreichtum, der auch in der Wildnis eine „kontrollierte Wildnis“ ist, wird verständlich, daß der Wald ein wesentliches wirtschaftliches Fundament des Landes und ein entscheidender Exportlieferant ist. Stämme, Bretter, Grubenstützen, Papiermasse, montierbare hölzerne Häuser, Streichhölzer bilden die wichtigsten Exportartikel; neben dem Erz natürlich, das sich in den letzten Jahren in den Vordergrund geschoben hat.

*

Der Kapitän Heinrich Rohde hat es nicht leicht mit uns. Diese Fülle von Fragen, die wir stellen, diese Fülle von Erläuterungen, die er uns gerne gibt! Der Verkehr an Bord zwischen Offizieren und Mannschaften — das Schiff hat eine Besatzung von 35 Mann, wir „Zivilisten“ sind als Passagiere bevorzugte Gäste des Schiffes und seiner Reederei — ist kameradschaftlich und doch irgendwie militärisch, was hier selbstverständlich erscheint. Der junge Smutje kocht wie eine alterfahrene Hausfrau. — Mögen Sie auf nüchternem Magen Dickebohnen mit Speck und Zucker oder Reis mit Curry oder Nudelsuppe mit Würstchen? Nun, wir haben festgestellt, daß alles in der frischen Seeluft prächtig mundet.



Der Kapitän im Kartenhaus

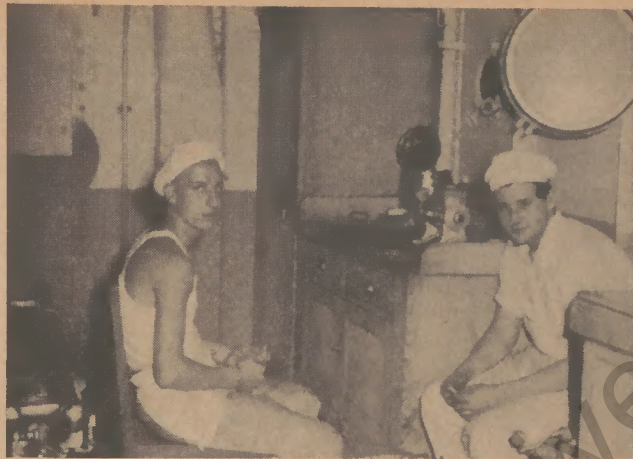
Wissenschaftler haben errechnet, daß die durchschnittliche Gewichtszunahme für den Schiffspassagier 220 Gramm täglich beträgt.

In den Morgenstunden liegt des langgestreckten Oelands Soedra Grund quer an. Rechts die schroffen Felseninseln vor Lilla Karlsö und Stora Karlsö. In der schmalen und seichten See wird der Schiffskurs fortlaufend durch optische und Funkpeilungen kontrolliert.

Dann rechts Gotland, ebenfalls zu Schweden gehörend, mit seiner traditionsreichen Stadt Visby. Greifbar nahe liegt sie vor uns. Durch das Fernglas sind die Häuser und Straßen und sogar die Reste der wuchtigen alten Befestigungsmauern klar zu erkennen.

*

Nicht nur Gotland — Zeit von Klaus Störtebecker — und Visby, die „Stadt der Rosen und Ruinen“, die ihre Glanzzeit während der Epoche des Hansabundes (1100—1300) hatte, haben eine berühmte Tradition — die Tradition Schwedens ist groß und gewaltig. Das zeigen das Land, die Dörfer und Städte, die Burgen und Schlösser, das zeigen auch zusammengefaßt die Museen.



... und der Koch in der Kombüse ...

Vor zehntausend Jahren begleiteten die Urbewohner, wandernde Jägerstämme, das schmelzende Inlandeis. Nach fünf Jahrtausenden wurde der erste Bodenanbau betrieben. Während des Eisenzeitalters, das um 600 v. Chr. begann, kamen die großen Völkerwanderungen. Vor allem die Wikingerzeit (800 bis 1060) machte die kriegerischen Bewohner Schwedens bekannt und gefürchtet. Heute noch erinnern die Runensteine an vielen Küsten von dem Vordringen der Wikinger. Und es ist sicher, daß Wikinger die nordamerikanische Küste viele Jahrhunderte vor Kolumbus entdeckt haben.

In einem schwedischen Buch in deutscher Sprache lesen wir wörtlich: „Als vor zehn Jahrtausenden, ungefähr, die ersten Menschen nach Schweden gekommen sind, war unser Vaterland mit der arktischen Tundra bedeckt, dann ist der Wald gekommen, Sumpf und Moor dazu. Durch Kultivierung des Bodens und Viehzucht wurde das Land immer mehr offen und freundlich. Bis zu unseren Zeiten war der Ackerbau die Hauptbeschäftigung des Schweden, jetzt aber ziehen große Menschengruppen zu den Städten. Am Lande bleibt immer kleiner die Bevölkerung. Der Wald erobert seine vorigen Plätze, die unsere Ahnen mit dem Pflug bebaut haben. Die Landschaft wird dunkler. Deshalb bilden nicht nur die königlichen Standbilder in Gußform in den städtischen Parkanlagen, sondern auch die Felsenzeichnungen und Dolmen weit am Lande, aus grauen Steinen, die historischen Denksteine der vergangenen Generationen.“



In den schwedischen Schären

nen. Was bedeutet denn die chinesische Mauer, was die Pyramiden im Vergleich mit diesen tausendmeiligen Mauern, mit diesem Monument einer Arbeit, die sich gleich den versteinerten Urschlangen um unsere alten Kulturbauten ringt.“

*

Und „Johann Schulte“ stampft durch die glatte See. Kurz nach Mitternacht vom vierten zum fünften Tage unserer Fahrt steuern wir mit wechselnden Kursen — sehr schmal ist die Fahrrinne durch die Felsenriffe und seichten Stellen — durch das Inselfeld der Soedra Kvarken. Rechts von uns liegt die finnische Aalandsinsel, wie wir überhaupt oft näher der finnischen als der schwedischen Küste sind.

In der dunklen See ein schwarzer Schatten vor uns, kaum zu bemerken. „Schiff breitseits voraus!“ Das Steuerrad wirbelt herum. Wirklich um Håndbreite kommen wir an dem Schiff vorbei, das völlig abgedunkelt liegt und nicht das geringste Positionslicht zeigt. Den Konturen nach ist es ein Kanonenboot. Ein Schwede — ein Russe? Wir wissen es nicht. Blau ist der Himmel. Der Bottnische Meerbusen liegt wie ein Spiegel. Und wieder um Mitternacht durchfahren wir das Inselmeer der Nordra Kvarken. Feuerschiffe zeigen den Weg.

Frühdämmern des sechsten Morgens. Die Küste Finnlands ist rechts hinter der Kimmung versunken. Links neben uns nur noch die zerklüftete Küste Nordschwedens. Felsen, Wälder, hin und wieder das leuchtende Rot und Weiß weniger Holzhäuser. Und immer wieder Wälder.

Dann auch Inseln vor und rechts neben uns. Das Schiff verlangsamt die Fahrt. Ein schwedischer Lotse kommt an Bord, kurz hinter Feuerschiff Nordstroemgrund. Mit halber Fahrt geht es durch eine schmale Fahrrinne in die fjordartige Bucht von Luleaa. Auf der Reede fallen die Anker.

Unser Weg Rotterdam—Luleaa führte über 1225 Seemeilen = 2268 Kilometer.

Seltsam schwankend sind unsere Schritte auf den festen Straßen des ansprechenden Städtchens, das vor zwei, drei Jahrzehnten noch ein kleines Dörfchen war und nun hinter Narvik, von wo aus weit mehr



Einfahrt nach Luleaa



Terrassenartiger Abbau bei Kiruna

als die Hälfte des schwedischen Erzes verschifft wird, der zweitgrößte Erzhafen Europas und einer der bedeutendsten Erzhäfen überhaupt ist.

*

In Schweden dürfte bereits um 600 v. Chr. Eisen erzeugt worden sein. Während der Wikingerzeit spielte das „Osmundeisen“ eine gewisse Rolle in dem friedlichen Handelsverkehr jener Zeit. Derartiges Eisen wurde in kleinen Gebläseöfen aus dem verhältnismäßig bequem zu gewinnenden und leicht schmelzbaren Sumpferz erzeugt. Erst als man im Mittelalter — während der Zeit der schwedischen Folkungskönige — anfang, die Berge abzubauen, entwickelte sich der Gruben- und Hüttenbetrieb im mittelschwedischen „Eisenträgerland“ zu immer größerer Bedeutung. Im 17. und 18. Jahrhundert nahm er eine überragende Stellung auf dem Weltmarkt ein.

Vorher — im Mittelalter und in der Zeit der Wasakönige — war man nicht in erster Linie auf Eisenerz aus, sondern interessierte sich vielmehr für edlere Erze, Kupfer und Silber. Man pflegt zu sagen, daß die schwedische Großmachtstellung jener Zeit auf Bergwerken wie Falun, Sala und Silberg fußte. Aber im gleichen Maße wie diese Quellen versiegten, nahm die Bedeutung des Eisens zu. Wenn wir heute diese Entwicklung betrachten, hat zwar die schwedische Eisenindustrie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts — als Schweden 35—40 Prozent des damaligen Eisenbedarfes der ganzen Welt deckte — ihre Kapazität um ein Vielfaches vergrößert, reicht aber gleichwohl heute nicht einmal mehr an 1 Prozent der Weltproduktion heran. Die ungeheuer schnelle Entwicklung auf diesem Gebiet ließ sich vor 200 Jahren nicht voraussehen und es ist auch ohne weiteres verständlich, daß man damals die mittelschwedischen Erzvorräte als unerschöpflich ansah. Schon aus diesem Grunde ließ sich auch noch so großen Eisenerzvorkommen, wenn sie abseits gelegen waren, kaum ein wirklicher Wert beimessen. Einer der Welt besten Förderplätze an Eisenerz, das Gebiet um Kiruna im Norden Schwedens, erhielt seine praktische Bedeutung erst dann, als im Jahre 1888 die



Am Bohrgerät

Erzbahn provisorisch bis Luleå fertiggestellt und die erste Erzladung verschickt werden konnte. Der Bau der Erzbahn zum norwegischen Hafen Narvik wurde 1902 vollendet; Anfang 1903 ging das erste Erzschiß von Narvik ab.

Noch 1880 belief sich die schwedische Erzausfuhr auf nicht mehr als 20 000 Tonnen, weniger also, als heute an einem Tage in Kiruna gefördert wird. Zu diesem Zeitpunkt löste man jedoch das Problem, aus phosphorreicher Roheisen im Thomasprozeß — der eben diesen Phosphorgehalt zu seiner Durchführung benötigt — billigen und brauchbaren Stahl herzustellen. Hierdurch wurde eine schwedische Erzausfuhr in großem Maßstabe ermöglicht. Die Hüttenwerke im Ruhrgebiet stellten sich auf die billigen und phosphorreichen Minette-Erze aus Lothringen und Luxemburg um, und da diese arm sind, ließen sie sich ausgezeichnet durch die doppelt so eisenhaltigen schwedischen Phosphorerze anreichern. In einer schwedischen Veröffentlichung heißt es: „Gerade im Thomasprozeß und im schwedischen Erz ist die Ursache zu suchen, daß die deutschen Stahlwerke so rasch die bis dahin dominierende englische Stahlindustrie überflügeln konnten“.

Da Schweden in der Förderung und im Export von Eisenerz eine führende Stellung in der Welt einnimmt, hat es eine ausgesprochen starke Marktposition anderen Ländern gegenüber. Im Zuge des Aufschwunges der europäischen Stahl- und Eisenindustrie ist die schwedische Erzförderung von 6,5 Millionen Tonnen im Jahresdurchschnitt 1921/25 auf 16 Millionen Tonnen im Jahre 1951 gesteigert worden. Aber auch damit ist die Expansion des Eisenerzbergbaues sicher noch nicht abgeschlossen. Auf Grund ständig steigender Weltmarktnachfrage, bedingt ferner durch die Möglichkeit einer Verstärkung der Währungsdecke, hat der schwedische Finanzminister — das Aktienkapital der schwedischen Erzgruben liegt fast restlos in der Hand des Staates — eine weitere Steigerung der Förderung gefordert. Es darf daher angenommen werden, daß die schwedische Förderkapazität in Kürze auf mindestens 17,5 Millionen Tonnen gebracht wird.

Der Erzverbrauch der schwedischen Eisenindustrie macht im jährlichen Durchschnitt etwa 1,5 Millionen Tonnen — also knapp 10 Prozent der Förderung —

aus. Er umfaßt überwiegend phosphorreiche Erze für die Qualitätsproduktion — für den Export dagegen stehen die phosphorreichen Nordlanderze fast ganz zur Verfügung. Nach vorübergehenden Einbußen in den ersten Nachkriegsjahren — Deutschland bezog 1938 mit 8,4 Millionen Tonnen rund 70,5 Prozent der schwedischen Erzausfuhr — war bereits in den Jahren 1949 und 1950 mit je 12 Millionen Tonnen die Ausfuhr der Vorkriegszeit wieder erreicht worden; im letzten Jahr ist der Export auf eine neue Höchstziffer von rund 15 Millionen Tonnen angestiegen. Gegenüber 1938 betrug im Jahre 1950 der deutsche Anteil am schwedischen Export mit 3,6 Millionen Tonnen nunmehr 29,7 Prozent, während beispielsweise Großbritannien seine Einfuhr an schwedischen Erzen von 13,3 Prozent im Jahre 1938 auf 27,4 Prozent im Jahre 1950 steigerte.

Die gegenüber der Vorkriegszeit eingetretene Verschiebung des schwedischen Erzexports ist neben politischen Gründen vor allem eine Folge der stärker gewordenen Brennstoffnot Schwedens. Schweden versucht, Erzlieferungsverträge vor allem mit solchen Partnern abzuschließen, die als Gegenleistung Steinkohle und Koks liefern können. Hierbei ist es unausbleiblich, daß das handelspolitische Instrument Erz sich höchst unterschiedlich, in manchem Falle unlogisch und damit für den Erzkäufer ungünstig auswirkt, weil im schwedischen Nachkriegshandel die Ausgangsposition der Abnehmerländer stark voneinander abweicht. So sind vor allem die schwedischen Bezüge aus Westdeutschland in den letzten Jahren größer geworden als aus manchem anderen Land. Im Jahre 1951 betrug die Tauschrelation mit Westdeutschland 4,85 Millionen Tonnen Erz gegen 2,45 Millionen Tonnen Kohle/Koks; für das Jahr 1952 ist als Relation 5,25 Millionen Tonnen Erz gegen 2,36 Millionen Tonnen Kohle/Koks vereinbart.



Auf der Karte sind die wichtigeren bisher bekannten Eisenerzfelder eingezeichnet. Die gestrichelte Linie ist der Polarkreis. Die Linie Narvik-Kiruna-Malmberget-Boden-Luleå zeigt den Lauf der Erzbahn.

Folgendes muß berücksichtigt werden: Nach Kriegsende war Westdeutschland jahrelang als Abnehmer und Lieferant am schwedischen Markt völlig ausgefallen. Mit der Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen im Jahre 1948 war Westdeutschlands Ausgangslage infolgedessen denkbar ungünstig, so daß es sich eine neue Marktposition auch in Schweden im wahrsten Sinne des Wortes erkämpfen mußte. Nach dem Vertrag für 1952 sind die deutschen Kohlelieferungen um 90 000 Tonnen reduziert worden, das früher bestehende Kontingent für Schrott wurde nicht mehr zugestanden; das schwedische Butterkontingent — Ausfuhr schwedischer Butter nach Deutschland — wurde beträchtlich herabgesetzt. Wenn trotzdem das Erzkontingent um 400 000 Tonnen heraufgesetzt worden ist, dann kann dieses angesichts der schwierigen schwedischen Brennstoffsituation sowie der genannten Zugeständnisse durchaus als ein schwedisches Entgegenkommen gewertet werden.

*

Kiruna ist wahrlich eine Kuriosität unter den Städten der Erde. London, New York, Tokio und noch einige andere der größten Metropolen könnten als Stadtteile Kirunas bequem nebeneinander Platz finden. Zu dem 14 136 Quadratmeter umfassenden Stadtgebiet gehört das mächtige Kebnekaise-Massiv mit Schwedens höchstem Gipfel von 2123 Meter, gehören riesige Tundren, Wälder und Seen. Kiruna hat keinen Zoo, dafür kann man in seinen „Vororten“ Wölfen, Bären und Elchen begegnen. Auch der Kern dieser so geräumigen Stadt ist denkbar locker angelegt.

Am Südrand von Klein-Kiruna liegt, ungemein hoch und ausgedehnt für einen Holzbau, das Verwaltungshaus der Erzgesellschaft. Kein Schild, keine Inschrift kennzeichnet die Polarzentrale der mächtigen schwedischen Bergwerksgesellschaft.

Wieviel die Arbeiter verdienen, möchte ich wissen. Der Durchschnittslohn liegt bei 1000 Kronen monatlich, wobei 100 Kronen rund 70 DM entsprechen. Der Durchschnittslohn der Bergleute beträgt 1500 Kronen. Hinzu kommen drei Wochen bezahlte Ferien, die jedem schwedischen Arbeiter zustehen, und Werkpensionen im Alter. Daß das schwedische Sozialwesen unerreicht ist — jeder Arbeitnehmer, ob König oder Straßenfeger, erhält im Alter eine Staatspension — ist allgemein bekannt. — Korrekterweise muß man darauf hinweisen, daß — trotz des Königtums — seit einem Menschenalter die sozialdemokratische Arbeiterpartei die beherrschende



Begegnung auf hoher See

Regierungspartei und daß die schwedische Arbeiterschaft fast doppelt so stark gewerkschaftlich organisiert ist wie die deutsche Arbeiterschaft. Doch das soll nur eine kommentierende Zwischenbemerkung sein. — Außerdem stellt hier die Gesellschaft als größter Bauunternehmer der Stadt eine Wohnung zu mäßiger Miete zur Verfügung — wenn sie kann. Ich frage nach den Verhältnissen im übrigen Schweden. Hier liegen, wie man erzählt, die Durchschnittslöhne monatlich um 1000 Kronen. Der bestbezahlte Arbeiter sei der Maurer, dessen Jahreseinkommen man auf 30 000 Kronen bezifferte. Keine Arbeit werde unter einem Stundenlohn von 4 Kronen angeboten. Die Steuerhöhe betrage rund 20 Prozent. Teuer seien in Schweden die Wohnungen; für eine gute Arbeiterwohnung betrage die Monatsmiete immerhin 200 Kronen. Der Lebenshaltungsindex betrage zur Zeit 220 Prozent gegenüber 100 Prozent im Jahre 1937.

Kiruna ist mit seinen rund 14 000 Einwohnern die dünnstbesiedelte Stadt der Welt. Mehr als ein Quadratkilometer Raum kommt auf jeden Einwohner. An Bauplatz mangelt es also nicht, wohl aber an Baugenehmigungen.

Die Natur ist großzügiger als die Behörden. Hier in Kirunavaara hat sie ein Riesenlager an Eisenerzen entstehen lassen, dessen Vorkommen auf 2 Milliarden Tonnen Erz festgestellt worden ist. Das Erzlager ist ein Naturphänomen besonderer Art. Hier liegt das reichste Eisenerz der Welt in Gestalt einer schräg auf die Kante gestellten Scheibe von fast 4 Kilometer Länge, 300 Meter Tiefe und zwischen 40 bis 200 Meter Breite. Die Geologen nehmen an, daß flüssiges Eisen aus dem Erdinnern durch ein Eruption zwischen zwei verschiedene Gesteinsschichten gepreßt wurde und sie auseinander sprengte, aber unter dem Druck des Gesteins beim Erkalten diese seltsame kompakte Form annahm. Rund 160 Millionen Tonnen wurden bisher gefördert und zwar auf die denkbar bequemste Art, indem man das freiliegende Erz einfach mit Preßluftbohrern und Dynamit wegsprengte. Erst in jüngster Zeit hat man einige Stollen und Schächte vorgetrieben.

Man sieht verblüffend wenig Arbeiter im Gelände. Riesige Bagger — „7 Tonnen mit einem Griff“, erläutert der Führer — klauben dumpf schimmernde Brocken aus dem losgesprengten Erzhaufen und lassen sie in bereitstehende Kippwagen rasseln. An anderen Stellen wird das Erz in gähnende Felslöcher geschüttet, rutscht im Bergesinnern zu Zerkleinerungs-



Im Schiffsfunkraum

maschinen und gleitet automatisch in die Wagen der Erzbahn. Die Mechanisierung ist zur Vollendung gediehen. Der Arbeiter ist — von relativ wenigen Ausnahmen abgesehen — nur noch Aufseher und Lenker.

*

Moderne Geschäftshäuser bilden die durch einen Grüngürtel geteilte Hauptstraße Luleaas. Preisvergleiche zeigen, daß sich für uns irgendein Kauf nicht lohnt. Die Preise sind — umgerechnet — mindestens so hoch wie bei uns.

Abschiedsessen im größten und recht repräsentativen Hotel. Alle Tische sind besetzt. Kellnerinnen in schwarzen Röcken und weißen Blusen bedienen. Weibliche Gäste aber sind sehr selten. Man sagt uns, daß die Schweden ihre Frauen lieben und — deshalb daheim lassen.

Es ist immer aufregend, eine Speisekarte zu lesen, deren Inhalt unverständlich ist. Unser schwedischer Führer empfiehlt uns, nach schwedischer Art zu essen; er meint aber vorsichtig, wir sollten zunächst als übliche Vorspeise das „Smörbrod“ bestellen. „Nur Vorspeise“, sagt er; wenn wir dann noch Appetit hätten, könnten wir das Hauptgericht nachbestellen. — Wir haben nicht einmal die Vorspeise zu bewältigen vermocht; das Smörbrod bestand aus vierzehn Einzelspeisen: Fische verschiedener Art, Schinken, Fleischklopse, Salate und als Abschluß Kreuzungen zwischen Krebsen und Krabben. An den Nebentischen rollten die Hauptgerichte an, dazu auffällig viel große Schnapsgläser. Der Schnaps sei bei allem die Hauptsache, erklärte man uns. Der Schwede als Familienvorstand erhalte monatlich auf seiner Zuweisungskarte drei Liter Schnaps, der nur aus staatlich besonders konzessionierten und kontrollierten Geschäften bezogen werden könne. Der Verkauf auch der geringsten Alkoholmenge von privat an privat — selbst der eigenen Zuteilung — werde schwer bestraft. In den Lokalen dürfe Schnaps nur dann ausgeschenkt werden, wenn gleichzeitig eine entsprechende Quantität Essen bestellt werde. Die numerierten Bons der Kellner, deren Durchschrift von Staatsorganen nachgeprüft werden, führen nicht nur spezifiziert den Verzehr auf, sondern auch, wieviel Männer und Frauen am Verzehr beteiligt sind. — Wir lesen auf der Getränkekarte: „Münchner Hofbräu“. Ja, es sind die bekannten Flaschen mit dem bekannten Aufdruck — aber das Bier ist eine „Spezialfüllung für Schweden“, es ist dünn wie Wasser und beinahe alkoholfrei. „Starkbier“ gibt es in Sonderfällen nur auf ärztliches Attest. — Ist der Schwede solider als wir? Die Kenner meinen übereinstimmend: nein! Viele tranken ihre drei Liter Schnaps — von den Lokalbesuchen abgesehen — nur deshalb, weil sie ein gesetzliches Anrecht darauf hätten, sie zu trinken, und auf ein Anrecht wolle niemand verzichten. — Das klingt nicht gut, aber leidlich verständlich. — Wir haben einen einzigen Schnaps getrunken. Wahrlich, der genügte uns.

*

Die letzten für uns bestimmten Erzzüge rollen über die haushohen Verladebrücken. Die Seitenbracken der Waggons schieben sich in die Höhe. Das Erz gleitet über Rutschen in die vier Luken des Schiffsbauches, der immer tiefer im Wasser versinkt. Dann haben wir volle Ladung.

Lotse an Bord. Ein Schlepper zieht uns an. Trossen los! Eigentlich sollte das Schiff wegen des jetzt großen Tiefganges einen anderen Weg einschlagen.

Dort aber, deutlich zu erkennen, lagert eine undurchsichtige Nebelbank. Mit halber Kraft, dann „mit langsamer Fahrt voraus“ befahren wir die flache Fahrrinne, die wir bei der Hinfahrt befahren. Das Echo zeigt oftmals nur einen Fuß Wasser unter dem Kiel. Wir fahren nicht auf.

Es geht den alten Weg zurück. Meist blauer Himmel, sternklare Nächte. Ein Tag und eine Nacht aber — endlos können ungemütliche Stunden werden! — fahren wir durch grobe See. Das Schiff schlingert und nimmt Wasser über Deck und Luken. Gischt sprüht bis über die Kommandobrücke. Mein Gegenüber im Salon kippt mit dem Sessel hintenüber. Flaschen und Gläser splittern. Die Kajütentür wird mit Werg abgedichtet. Die Bullaugen müssen verschlossen bleiben.

Am Abend des vierten Tages unserer Rückfahrt erreichen wir wieder die Kieler Bucht, dann den Nord-Ostsee-Kanal und am anderen Morgen die Elbe. Das Wasser wird immer unruhiger. Der Funker erzählt von Orkanwarnung. Wir bilden uns ein, jetzt seefest zu sein: „... das kann doch einen Seemann nicht erschüttern ...!“

Von Feuerschiff Elbe 1, das wir am Mittag erreichen, steuern wir auf dem Elbe-Borkum-Weg, vorüber an unseren Nordsee-Inseln Wangerooge, Spiekeroog, Langeroog, Baltrum, Norderney, Juist mit ihren Wattenmeeren. Deutlich sind die Leuchttürme, Strandhotels, Promenaden zu erkennen. Hinter Borkum wenden wir scharf ostwärts in die Ems.

Die Flut muß abgewartet werden. Das Schiff wirft südlich von Borkum im Randzel-Gat bei Möven-Steert Anker. Nach vier Stunden trägt uns das Hochwasser nach Emden hinein zum Erzkai des neuen Binnenhafens. — Die Gesamtdistanz der Rückfahrt beträgt 1106 Seemeilen = 2039 Kilometer.

Wenig später ist die „Johann Schulte“ von Kanalfrachtern umgeben, rasseln die Kräne, die das Erz aus dem Schiffsbauch umladen. Nach einer Stunde schon tuckert der erste Frachter dem Dortmund-Ems-Kanal zu, um unserer Hütte den wichtigen Rohstoff zu bringen, den wir aus Schweden holten.



Schiff beim Entladen

Eisen und Stahl im Volksleben

In ein eigenartiges Kapitel Berufskunde sei hier einmal eingeführt, in die Rolle, die Eisen und Stahl im deutschen Volksleben gespielt haben. Eisen, das Metall (etwa 5 Prozent der Erdrinde besteht aus Eisen), wurde schon vor 6000 Jahren in Ägypten gefunden. In Mittel- und Nordeuropa reichte die als „Eisenzeit“ bekannte Kulturepoche, in der Eisen der wichtigste Werkstoff für Waffen und Geräte war, von etwa 800 vor Christi bis zum Auftreten der Römer in Deutschland. Diese überaus lange Kulturgeschichte des Eisens in unserer Heimat läßt es begreiflich erscheinen, wenn dieses Metall auch im Volksleben keine geringe Rolle spielt.

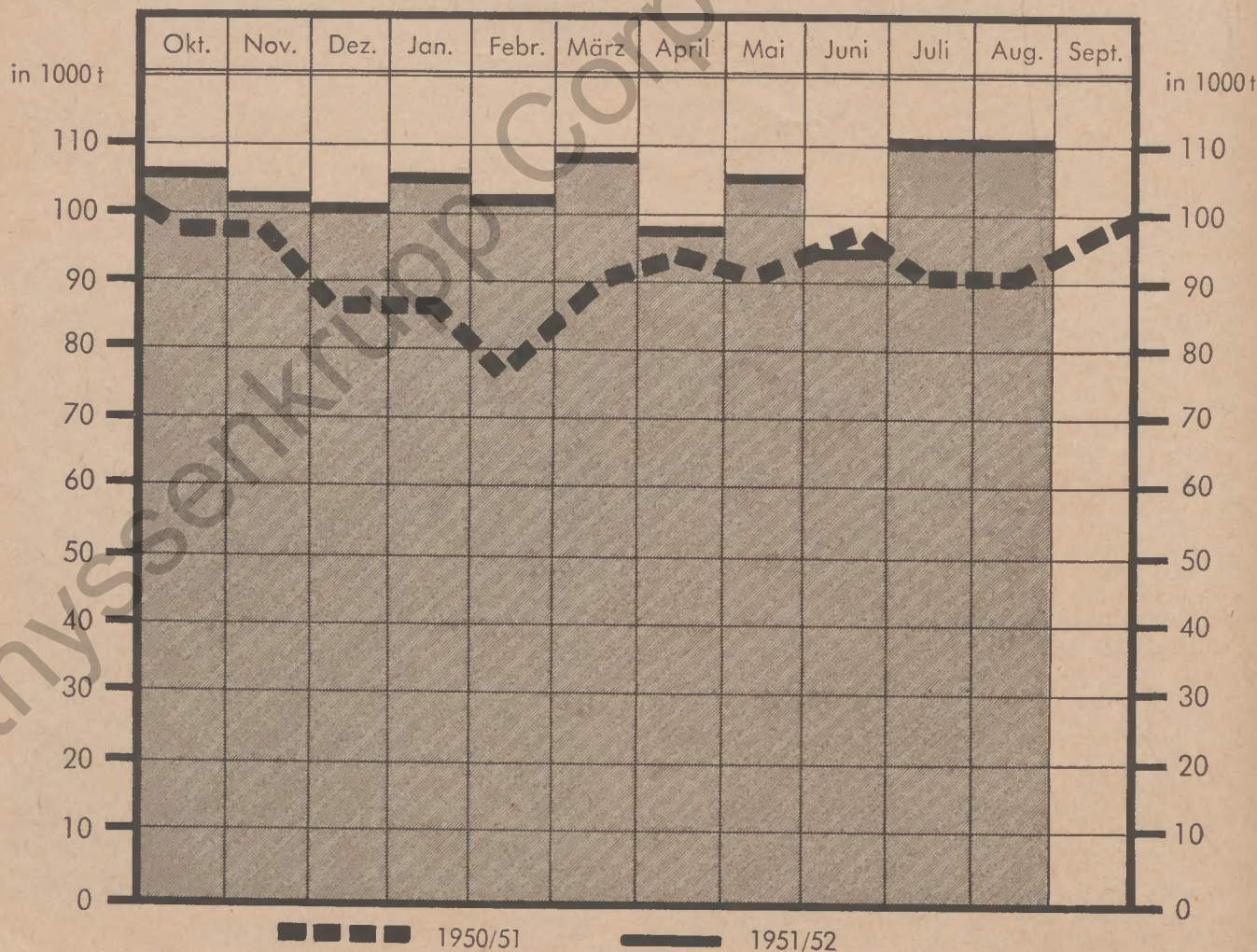
Im altgermanischen Götterglauben gehört das Eisen dem Donar, dem Gott des Donners, der mit seinem Hammer Fruchtbarkeit auf Erden bewirkte. Ob man früher schon die Blitze ableitende Eigenschaft des Metalls, wie wir sie heute in unseren Blitzableitern benutzen, kannte? Einen Hinweis geben vielleicht die Kinderspiele des Breslauer „Eisenmannl“ und des Ber-

Überkapazität der Stahlproduktion?

Die Rohstahlerzeugung Europas wird sich nach soeben veröffentlichten Schätzungen der Stahlabteilung der Europäischen Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen (ECE), Genf, im Jahre 1953 auf rund 78 Mill. t belaufen. Dabei ist die Erzeugung Westdeutschlands nur mit 14,5 Mill. t (wie für 1952) berücksichtigt. Die gesamte europäische Stahlerzeugung lag 1951 mit 67,6 Mill. t bereits um 28 % über dem Durchschnitt der Jahre 1936 bis 1938. Die Zeitschrift „Stahl und Eisen“ weist darauf hin, daß die in Genf für 1953 errechnete Stahlerzeugung von 78 Mill. t um rund 6 Mill. t höher liegt als die Summe der bei den einzelnen Ländern erreichten höchsten Jahresmengen. Selbst wenn man unterstelle, daß die meist im Jahre 1951 erzielte Höchstleistung bei einigen Ländern wegen ungenügender Rohstoffversorgung noch nicht die volle wirtschaftlich ausnutzbare Leistungsfähigkeit darstelle, sei zur Erzielung der genannten Stahlproduktion der Bau zusätzlicher Erzeugungsanlagen unerlässlich. Diese neuen Anlagen sollten möglichst in den industriellen Kernzonen mit dichter Stahlverarbeitung zusammengefaßt werden.

Die Genfer Kommission untersucht in ihrem Gutachten weiter die Frage, ob in Europa künftig mit einer Überkapazität der Stahlerzeugung zu rechnen sei. Sie verneint diese Frage für die nächste Zeit, die noch im Zeichen der Aufrüstung stehe. Wenn aber eines Tages die Rüstungskonjunktur abgeflaut sei, könne eine Überkapazität nur unter zwei Voraussetzungen vermieden werden. Einmal müsse der Stahlverbrauch in den europäischen Ländern nachhaltig ausgeweitet werden und zweitens komme es darauf an, den Stahlexport zu sichern. Die Erhöhung des europäischen Stahlverbrauchs wird durchaus für möglich gehalten, zumal da die in den letzten Jahren durch die Rüstungskonjunktur erfolgte

Unsere Rohstahlerzeugung



Ausweitung der Metall- und Maschinenindustrie zu einer dauernden Änderung in der industriellen Struktur der europäischen Länder führen könne. Weniger optimistisch wird die europäische Stahlausfuhr beurteilt. Nach den Berechnungen der ECE wird sie im Jahre 1953 auf 6,1 Mill. t absinken gegenüber 8 Mill. t im Jahre 1950 und 11,1 Mill. t im Jahre 1951. Die zukünftige Stahlausfuhr aus Europa werde nicht nur von der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber Amerika und Japan abhängen, sondern auch von dem Verbrauchsstand und der Größe der Stahlindustrie in den unterentwickelten Ländern. Es dürfe nicht übersehen werden, daß gerade in den Ländern, die zu den besten Kunden der europäischen Stahlindustrie zählten, wie Australien, Indien, Südafrika und Brasilien, die eigene Stahlerzeugung planmäßig ausgebaut werde. Die ECE erklärt weiter: Ein Produktionsanstieg in Osteuropa und eine Stagnation oder Schrumpfung der industriellen Produktion in nahezu allen großen westeuropäischen Industrieländern kennzeichnen die Wirtschaftslage Europas im ersten Quartal und einem Teil des zweiten Quartals 1952, betont der neueste Bericht der UNO-Wirtschaftskommission für Europa (ECE).

Die Industrieproduktion in Osteuropa hat im ersten Quartal rasch zugenommen, und war im Durchschnitt um 20 v. H. höher als in der Vergleichszeit 1951. Die Gesamtproduktionspläne sind in allen osteuropäischen Ländern erfüllt worden. Lediglich die Grundstoffindustrien, z. B. Steinkohle, Roheisen und Stahl, in der Tschechoslowakei und Polen, Kunstdünger in der Sowjetzonenrepublik sowie schwere Maschinen in der Tschechoslowakei, der Sowjetzonenrepublik und Ungarn, konnten trotz Produktionssteigerung den Bedarf nicht decken.

In Westeuropa haben sich das Verbrauchsvolumen bei stagnierender oder schrumpfender Produktion trotz im allgemeinen hoher Einfuhren erheblich verringert, während die Ausfuhr stagniert. Die Einfuhrbeschränkungen Großbritanniens und Frankreichs zu Lasten der EZU-Länder und die dadurch verursachte Drosselung im innereuropäischen Handel haben wesentlich zu den Verschiebungen des Gläubiger-Schuldner-Verhältnisses in der Europäischen Zahlungsunion beigetragen.

Mit Ausnahme der Bundesrepublik haben alle EZU-Gläubiger von ihren Überschüssen eingebüßt.

*

Deutsche Stahlproduktion leicht gestiegen: Im August wurden nach vorläufigen Angaben des Statistischen Bundesamtes 1,11 Mill. t Roheisen und 1,352 Mill. t Rohstahl produziert. Die endgültigen Vergleichszahlen für Juli sind 1,107 Mill. t Roheisen und 1,377 Mill. t Rohstahl. Arbeitstägig ist bei 31 und 26,5 Arbeitstagen eine leichte Zunahme auf 35 852 t Roheisen (im Vormonat 35 712 t) und auf 51 034 t (Vormonat 51 016 t) Rohstahl festzustellen.

Die Produktion an Walzstahlfertigerzeugnissen betrug im August bei 26 Arbeitstagen 892 164 t gegenüber 922 777 t im Juli 1952 mit 27 Arbeitstagen, wie das Statistische Bundesamt auf Grund vorläufiger Angaben bekanntgibt. Je Arbeitstag stieg die Erzeugung von 34 177 t auf 34 314 t. Unter Verwendung von Importbrennstoffen wurden im August 160 000 t Walzstahl produziert.

Etwas von der Kohle

Die Bedeutung der Kohle für Betrieb und Haushalt ist jedem bekannt. Aber nur selten jemand vermag sich eine Vorstellung zu machen von den vielfältigen Schwierigkeiten, mit denen Bergbau und Bergmann jede Tonne Kohle mühsam dem Schoß der Erde abringen müssen. Die geologischen Verhältnisse unter Tage: Förderteufe, Flözmächtigkeit, Lagerung, Härte und Festigkeit der Kohle, Gebirgsdruck, Wasser, Hitze, Grubengas und viele andere naturbedingte Faktoren stellen sich der Kohलगewinnung entgegen und erfordern einen ständigen Kampf gegen die Elemente der Natur. Wahre Großleistungen haben Technik und Organisation im Steinkohlenbergbau zu bewältigen.

Die von außen sichtbaren Zechenanlagen mit ihren Fördertürmen sind lediglich Hilfsbetriebe für das weitverzweigte unterirdische Grubengebäude mit seinen Sohlen, Strecken, Streben, Querschlägen, Flözen und Gewinnungspunkten. Hier unten wird die Kohle in der schwersten aller menschlichen Arbeiten gewonnen. Die mittlere Förderteufe an der Ruhr beträgt gegenwärtig 756 m, sie nimmt Jahr für Jahr um 6 bis 8 m zu. Rund 80 % der Kohlenmengen werden bereits aus der Teufenstufe

liner „Eisengeck“, wo die Kinder Eisen angreifen müssen, um frei zu sein. Jedenfalls galt Eisen als sehr wichtiges Mittel in allen Zauberdingen, insbesondere Messer, Feuerstahl, Beil, Nadeln, Schlüssel u. a. Diese Gerätschaften aus Eisen oder Stahl schützten allgemein vor Behexung, Krankheit, Blitz.

Zu den ältesten Erinnerungen altgermanischen Brauchtums gehören die in gewissen Gegenden heute noch üblichen Oster- und Sonnwendfeuer. In Oldenburg muß das Osterfeuer mit Stahl und Stein angezündet werden, also nicht mit Phosphor oder Feuerbrand; nach uralter Väterart muß das Festfeuer mit dem Feuerstahl geschlagen werden. Ebenso werden die heute noch am Ostersonnabend üblichen Osterfeuer der katholischen Kirche vom Priester mit dem Feuerstahl entzündet. Im Gegensatz hierzu dürfen jedoch die uralten Notfeuer, die bei Dürre oder Viehseuche entzündet wurden, nicht mit dem Feuerstahl, sondern müssen durch Reibung mit einer Walze oder einem Rad entfacht werden. Auch das Herdfeuer in einem neuerbauten Haus wurde nur mit Stahl und Stein angezündet.

Allgemein hat das Finden von einem Stück Eisen Glücksbedeutung für diesen Tag, besonders, wenn es sich um ein Hufeisen handelt, das am begehrtesten ist, wenn darin noch die Nägel stecken. Glücksbedeutung hat in Oldenburg auch das Finden von Nadeln, wenn die Spitze dem Finder zugekehrt ist; umgekehrte Spitze bringt jedoch Unglück. Um die Liebe oder Freundschaft nicht zu zerschneiden, dürfen sich Liebesleute weder Schere noch Messer noch Nadeln schenken. Zum Schutz des Kleinkindes wurden Stahl, kreuzweise Messer, Schere, Hausschlüssel in die Wiege oder ein Stück Stahl in die Windeln gelegt. Auch im Krankheitszauber wurden Eisen und Stahl angewandt, z. B. in Schlesien und Brandenburg gegen die Rose, indem dreimal mit dem Feuerstahl Funken auf die kranke Stelle geschlagen wurden. Wunden und Blutungen wurden geheilt, wenn man mit Feuerstahl oder Messer die Wunden kreuzweise bestrich.

In religiösen Volksbrauch hinüber spielen altbayrische Opferklötze, an denen das bayrische Landvolk seine derbe Kraft übte, indem es sie „lupfte“, also hochhob. Berühmt war der sogenannte „Eisennagel“ in Inchenhofen (Bezirksamt Aichach) und der Eisenmann in Bittenwiesen, der sich jetzt im Augsburger Stadtmuseum befindet. Der zwei Zentner schwere „Eisennagel“ wurde trotz seiner Schwere von den übermütigen Bauernburschen oft weit weggeschleppt. Dreierlei oder siebenerlei Eisen schützte das Vieh. In Ostfriesland ließ der Bauer beim ersten Austreiben die Kühe über Eisen und Salz laufen, damit ihnen nichts Böses widerfuhr, in Mecklenburg über ein Beil, allgemein über eine Axt, die Schärfe nach außen. In Hessen mußte das Vieh über dreierlei Eisen schreiten, meist über Sichel, Feuerstahl und Messer.

Wenn das Vieh im Herbst von der Weide kam, mußte es über diese Dinge von rückwärts laufen. In Oldenburg wurde die Weide verstaht, d. h. in jede Ecke wurde eine Nähnadel gesteckt.

Auf diese und ähnliche Art wandte man Eisen und Stahl im Volksleben an; der Eisenfachmann, sofern er nicht vom Lande stammte, hat wohl von diesen merkwürdigen Dingen kaum eine Ahnung gehabt. Aus alledem ist jedenfalls die Kraft zu ermessen, die dem Eisen und Stahl im Volksglauben zugemessen wurden. Welche Ursachen im einzelnen zur Anwendung dieser Dinge führten, wissen wir nicht; sie ruhen im Zeitendunkel einer dreitausendjährigen Kulturgeschichte des Eisens verborgen.

Konrad Haumann

Eisen in der Kunst

Das Eisen war früher etwas sehr Seltenes und darum Kostbares. Schon der auch heute noch oft angewandte Ausdruck für Geld, wenn man von einem Obolus spricht, erinnert an jene altgriechische Münze des Königs Pheidon, die aus gebündelten Eisenstangen bestand. Auch in der Bronzezeit war in den Ländern des östlichen Mittelmeergebietes das Geld aus Eisen. Und lange Zeiträume hindurch war Eisen — so seltsam das heute klingen mag — ebenso kostbar wie Gold.

Man wusch es auch wie Gold aus dem Flußsand, wie beispielsweise aus dem gold- und eisenhaltigen Sand des Nils. In einfachen Tontiegeln bildete sich beim Schmelzen dieser Eisenkörner eine Schicht teigigen Schweißeisens, das man mit primitivsten Geräten weiterverarbeitete. Eisen dieser Art fand man in der berühmten Cheopspyramide, und ein anderes Stück, sorgfältig in Leinen gewickelt, etwa aus

zwischen 500 und 900 m gefördert. Was das fein fördert technisch bedeutet, mag aus der Tatsache ersehen werden, daß allein das Förderseil, das jeweils 15 t Kohlen aus der Tiefe fördert, 30 t wiegt. Die Flözmächtigkeit liegt im Ruhrgebiet bei 1 m. Insgesamt verfügt der Ruhrbergbau zur Zeit über 140 fördernde Schachtanlagen, von denen allerdings eine ganze Anzahl wegen Überalterung der allmählichen Erschöpfung entgegengeht.

Riesige Kapitalinvestitionen

Gegenwärtig fehlen bereits einige 30 neue Schachtanlagen. Ihre Abteufung ist jedoch aus Mangel an Investitionsmitteln nicht möglich, erfordert doch die Niederbringung einer neuen Schachtanlage Millionenbeträge. Nach einem OEEC-Bericht stellen sich die Aufwendungen für eine Jahrestonne zusätzlicher Förderung aus neuen Anlagen in Westdeutschland auf 27,8 Dollar = 117 DM. Da das Schergewicht der Förderung heute bei Schachtanlagen mit einer Jahresförderung von 1,5 bis 2 Mill. t liegt, kostet der Neubau einer Zeche mit einer solchen Förderkapazität runde 200 bis 250 Mill. DM. Aber nicht nur die Kapazitätserweiterung, auch schon die Kapazitätserhaltung verschlingt enorme Summen. Auf den bestehenden Schachtanlagen sind seit der Währungsreform je Tonne Förderung 3,50 DM in den Grubenausbau gesteckt worden. Zum Zwecke der Fördersteigerung und zur Entlastung der menschlichen Arbeitskraft geht das Bestreben des Bergbaus dahin, die Arbeitsvorgänge bei der Kohलगewinnung in verstärktem Maße zu mechanisieren. Zur Zeit wird etwa ein Viertel der Kohlenförderung voll- oder teilmechanisiert gewonnen. Dieser Weg ist ebenfalls nur gangbar bei entsprechendem Kapitaleinsatz. Allein die technische Ausrüstung eines vollmechanisierten Abbaubetriebspunktes für eine Tagesförderung von rund 400 t erfordert einen Kostenaufwand von etwa 300 000 DM.

Die Arbeitskraft eines Bergmanns

Im Steinkohlenbergbau konnte die menschliche Leistung durch Maschineneinsatz nicht im gleichen Maße vervielfacht werden wie in anderen Industriezweigen, so daß die manuelle Arbeit vorherrschend geblieben ist. Die Leistung je Mann und Schicht ist heute noch keine 30 % höher als vor 50 Jahren, obwohl seitdem die Maschine auch im Untertagebetrieb ihren Einzug gehalten hat. Welch gewaltige menschliche Arbeitskraft der Steinkohlenbergbau beansprucht, zeigt die Tatsache, daß auf das engere Ruhrgebiet bezogen jeder zehnte Einwohner, jeder dritte Beschäftigte oder jeder zweite in der Industrie Tätige ein Bergmann ist. Auf den Zechen Westdeutschlands waren Ende 1951 rund 455 000 Bergarbeiter beschäftigt. Ein ganzes Drittel dieser Belegschaft ist also über Tage beschäftigt. Aber auch von den in der Grube Arbeitenden sind nur 15 bis 20 % unmittelbar in der Kohलगewinnung eingesetzt, und nur in 12 von den 24 Tagesstunden kann wirklich gefördert werden; die übrigen 12 Stunden nehmen Bau- und Reparaturarbeiten sowie Ein- und Ausfahrt in Anspruch. Jede Tonne geförderter Kohle ist von Anfang an vorbelastet mit Kosten für Aus- und Vorrichtungsarbeiten in Höhe von 1,50 DM und unterschiedlichen Kosten für Unterhaltung der Grubenbaue, Hilfsbetriebe usw. Um eine Tonne Kohle zu fördern, ist grob genommen der Einsatz eines Bergmanns erforderlich. Kostenmäßig bedeutet das: 42,2 % der Kosten je Tonne Steinkohle entfallen auf reine Arbeitskosten, darunter allein 2,98 DM auf gesetzliche soziale Aufwendungen.

200 cbm Preßluft

Die beiden wichtigsten Energiearten zum Antrieb der Maschinen unter Tage sind Preßluft und Strom, die von den Zechen selbst erzeugt werden. Das vorherrschende Werkzeug zur Gewinnung der Kohle ist der mit Preßluft betriebene Abbauhammer, der je Stunde etwa 40 cbm Preßluft verbraucht. Luft wird ferner in unvorstellbaren Mengen zur Bewetterung der Grubenbaue, also zur Versorgung mit Frischluft und zur Unschädlichmachung von Grubengasen gebraucht. Auch die Verbesserung des Grubenklimas ist in letzter Zeit Gegenstand erhöhter Anstrengungen geworden, hat sich doch die Zahl der „heißen“ Zechen (Temperaturen von mehr als 28 Grad) infolge der zunehmenden Teufe von nur 27 im Jahre 1930 inzwischen auf 84 mit 823 heißen Punkten vermehrt. Der gesamte Preßluftverbrauch des Ruhrbergbaus beträgt pro Minute etwa 1,6 Mill. cbm, das sind jährlich 25 Milliarden cbm. Da 1 cbm angesaugte Preßluft 0,4 Pf kostet, stellen



Im Sauerland: Föckinghausen

sich die Kosten der jährlichen Preßluftherzeugung auf rund 100 Millionen DM. Für jede Tonne geförderter Kohle sind durchschnittlich 200 cbm Luft aufzuwenden mit einem Kostenanteil von 0,80 DM.

17 kWh Strom

In zunehmendem Maße findet der elektrische Strom im Bergbau Verwendung. Im letzten Jahr wurden vom Ruhrbergbau etwa 5,5 Milliarden kWh Strom erzeugt und davon 3,8 Milliarden kWh im Grubenbetrieb verbraucht. Der Stromverbrauch je Tonne Kohlenförderung liegt bei 17 kWh, der anteilige Dampfverbrauch bei 150 kg.

Die Grubengase sind der größte Feind des Bergmanns, da sie leicht die Ursache der gefürchteten Schlagwetterexplosionen bilden können. Sie müssen durch ausreichende Bewetterung unschädlich gemacht werden. Im Ruhrbergbau werden mit den ausziehenden Wettern täglich etwa 2,5 Mill. cbm Grubengase zu Tage gebracht, das sind je Tonne geförderter Kohle rund 7,5 cbm. Neuentwickelte Entgasungsverfahren zielen darauf hin, die Grubengase mittels besonderer Rohrleitungen abzusaugen und sie als hochwertiges Heizgas zu verwerten.

... und 3 cbm Wasser

Für die Förderung einer Tonne Kohle werden 2,5 cbm Wasser verbraucht. Andererseits wird aus den Gruben weit mehr Wasser als Kohle zu Tage gefördert, und zwar im Durchschnitt auf jede Tonne Steinkohle etwa 3 cbm Wasser, bei den wasserreichsten Zechen sogar bis zu 7 cbm. Es gibt Zechen, in denen pro Minute 5 bis 10 cbm, im Frühjahr sogar bis zu 25 cbm Wasser zusammenlaufen. Für alle Zechen des Ruhrgebiets zusammen betragen die Wasserzuflüsse in der Minute 520 cbm, das sind täglich 750 000 cbm oder jährlich etwa 275 Mill. cbm. Diese riesigen Mengen verschmutzten Grubenwassers werden durch die Wasserhaltungsanlagen an die Oberfläche gepumpt. Diese Wasserhaltung belastet die Kohlenförderung mit rund 0,50 DM je Tonne.

Hohe Aufwendungen für künstliche Entwässerung

Große Schwierigkeiten bereitet ferner die Entwässerung dieser riesigen Wassermengen durch die Emscher. Denn durch Bodensenkungen infolge fortschreitenden Kohlenabbaus ist das Emscherbett stellenweise bis zu 10 m abgesunken. Die Folge ist, daß die Emscher keinen natürlichen Abfluß mehr findet und künstlich entwässert werden muß, soll das ganze Gebiet nicht in Schmutzwasser und Unrat ersaufen. Die Emscher-genossenschaft hat für die künstliche Entwässerung der Emscher und ihrer Nebenläufe in den gut 50 Jahren ihres Bestehens über 250 Mill. Mark

dem Jahre 2000 v. Chr. in den Gräbern der Herrscher der damaligen Zeit.

In der Kaaba zu Mekka liegt heute noch ein in pures Silber gefaßter Stein, von den Mohammedanern als Heiligtum verehrt. Sie halten fest an der Überlieferung, es sei ein vom Himmel gefallener Rubin, der durch die vielen Sünden der Menschen allmählich schwarz geworden sei. Hier mischt sich Dichtung und Wahrheit, denn ein Rubin ist dieser Stein nie gewesen, wohl aber ein vom Himmel gefallener Meteorit, also Eisen, das man schon vor Jahrtausenden in Vorderasien aus diesem Grunde „Metall des Himmels“ genannt hat.

Aber auch bei anderen Völkern stand das Eisen früher in hohem Ansehen. Der stolze Römer trug als Zeichen römisch-adliger Geburt einen eisernen Ring, wie auch der Grieche, und zwar nur der freie, einen eisernen Ring am Finger hatte. Noch Alexander dem Großen war es vorbehalten, als Zeichen seiner Macht und Hoheit und als einziger in seinem Heere einen eisernen Helm zu tragen.

So nimmt es nicht Wunder, daß die Mythologie aller Völker und Zeiten aufs engste mit dem Eisen verbunden war. Schon in der Antike galt die Schmiedekunst als etwas Göttliches. Man leitete sie vom Feuergott Vulkan her, und lange Zeit hindurch war es unverrückbarer Volksglaube, daß Eisen die aus dem Dunklen kommenden „Unholde bannte“ und das „Licht herbeizog“.

Aus diesem Grunde waren die berühmten Schwerter des germanischen Mythos gleichsam mit innerem Leben erfüllte Wesen voller Anhänglichkeit und Treue, und man war überzeugt, daß aus diesem Eisen gute Kräfte in den Menschen übergingen, wenn er es berührte. Diese lebendig-mystischen Kräfte schrieb man dem Eisen zu, weil man schon früh seine magnetischen Kräfte gespürt hatte, ohne sie sich gleich rein sachlich erklären zu können.

Uralt ist auch die mystische Bedeutung des Hammers, und früher einmal schlug man mit einem eisernen Hammer dem Kläger und Beklagten „das Recht zu“. Im Hammer des Auktionators ist dieser alte Brauch bis in unsere moderne Zeit hinein erhalten geblieben. Und in der Dichtung und dem Brauchtum der meisten Völker ist immer wieder vom Eisen die Rede, wie auch heute noch fast in der ganzen Welt das Hufeisen als ein ausgesprochenes Glückszeichen gilt.

Überall, wo es große und feierliche, aber auch schöne und anmutige Dinge auszudrücken galt, wurde mit Vorliebe und von alters her dieses Bestreben von kunstfertigen Händen auch in Eisen gebannt. Selbst als das Eisen nicht mehr an Seltenheit und Kostbarkeit im Range der Edelmetalle stand, blieb es den Menschen würdig



Letzte Sonnentage in unserer Erholungsanlage

genug, um es zum Gegenstand der verschiedensten künstlerischen Formbemühungen zu machen.

Alles, was das Schmiede- und Schlosserhandwerk im Laufe von vielen Jahrhunderten hier schuf und was die Stürme der Zeiten überdauerte, hat auch noch etwas von dem Glanz und der strahlenden Reinheit der Flamme, in der es entstand, aber auch von der rötlich-besinnlichen Glut, in welche diese Flamme zurückfiel. Man spürt förmlich, wie diese alten Meister nicht nur ihr handwerkliches Können, sondern auch den ganzen Adel ihrer schlichten Seelen diesen Gebilden einprägten.

Denn kein anderes Material ist zu allen Zeiten der handwerklichen Lust am Fabulieren und gestaltenden Formen so zugänglich gewesen als das Eisen. In ehrbarer, schwergefügter Würde und ebenso in fast spielerischer Leichtigkeit sind aus dem schlichten Werkstoff Eisen wahre Wunderwerke entstanden, die man immer wieder nur mit größter Freude bewundern kann. Wie schön ist diese eiserne Volkskunst am Reise- und Wanderweg in allen deutschen Landen! Weit mehr noch als heute hingen ja früher nicht nur in den stattlichen Städten, sondern auch in kleineren Orten die eisernen Zunftzeichen an Gildenhäusern und Zunfttherbergen. Als dann mit dem aufkommenden Maschinen- und Fabrikzeitalter die wandernden Handwerksgesellen mehr und mehr eine Einzellerscheinung wurden, da verschwanden auch leider viele ihrer Zunftzeichen aus dem Bild der Städte und Dörfer.

Geblichen aber sind — besonders in den süd- und westdeutschen Ländern — die anheimelnden eisernen Gasthauszeichen, die heute noch bildlich einen Gasthausnamen kennzeichnen und an jene Zeiten erinnern, da das sehr notwendig war, weil viele Leute des Lesens unkundig waren und sich an Gastwirts- und Zunftzeichen rein bildlich vergewisserten, wo es etwas an leiblicher Atzung und den verschiedensten Waren und Gütern zu kaufen gab.

Geblichen sind auch die traulichen Winkel und Gäßchen großer und kleiner Städte mit ihren alten, schönen Brunnen als Sinnbildern des lebenspendenden Wassers und jener geruhsamen und schlichten Lebensart, die sich noch nicht von der Hast und dem grellen Lärm der neuen Zeit überrennen lassen. Immer noch wirkt das Eisen, das in allen möglichen Maschinen und Gebrauchsgegenständen und nicht minder in den industriellen und öffentlichen Bauten kühn und mutig das Gesicht unserer Zeit prägen half, zugleich als ein Kulturfaktor ersten Ranges und repräsentiert die vielfache Verwendbarkeit dieses jahrtausendealten Metalls im Sinne unserer heutigen Betrachtungen als „Eisen in der Kunst“.

Georg Richsteig

aufgewendet. Diese Mittel sind zu etwa 72 % vom Bergbau aufzubringen, so daß die künstliche Wasserableitung eine weitere kostenmäßige Belastung für jede gefördert Tonne Kohle darstellt.

Holz für 2,55 DM, Eisen für 3 DM

Die Bodensenkungen im Gebiet des Kohlenabbaus verursachen Bergschäden von durchschnittlich 0,70 DM je Tonne Förderung. Diese Bodensenkungen entstehen zwangsläufig, obwohl der Bergbau für die Abstützung der Grubenbaue erhebliche Mengen an Grubenholz verbraucht. Jahr für Jahr werden etwa 3,3 Mill. fm Holz in den Gruben verbaut, für je 100 t Förderung rund 2,7 fm. Die Holzkosten je Tonne verwertbarer Förderung betragen 2,55 DM, d. h. bei der jetzigen Förderhöhe jährlich 300 Mill. DM. Der Eisenverbrauch beträgt jährlich 580 000 t und belastet jede Tonne Kohlenförderung mit fast 3 DM Eisenkosten.

Förderhemmende Faktoren

Die vorstehenden Angaben sind bewußt auf die naturbedingten und technischen Schwierigkeiten der Kohlenförderung beschränkt und zum Zwecke besserer Vergleichsmöglichkeit auf die Förderung von einer Tonne Kohle abgestellt. Sollen die Schwierigkeiten in ihrer vollen Größe ermessen werden, so müssen die Angaben auf Grund der im Jahre 1951 erreichten Förderung von fast 119 Mill. t entsprechend vervielfacht werden.

Aber auch dann ist das Bild noch unvollständig, da die Kohlenförderung in mindestens ebenso starkem Maße durch jene Faktoren gehemmt wird, die zusammengefaßt werden können unter den Stichworten: Entflechtung, Neuordnung, ungeklärte Eigentumsfrage, Kohlenpreis, unzulängliche Ertragslage, Mangel an Kapital, an Bergleuten, an Bergarbeiterwohnungen, unbefriedigender Altersaufbau und Fluktuation der Belegschaften, geringe Schichtleistung usw. Erst wenn auch diese Förderhemmnisse in vollem Umfang berücksichtigt werden, kann man sich eine annähernde Vorstellung davon machen, wie schwer es ist, mehr Kohlen zu fördern.

Richtig planen - mehr leisten - besser leben!

Die Steigerung der Produktivität ist ein Ziel, das nicht nur von den einzelnen Betrieben und Werken, sondern auf der höheren Ebene von allen Volkswirtschaften erstrebt wird. Auch die deutschen Arbeitnehmer sind — ebenso wie ihre Vertretung: Betriebsräte und Gewerkschaften — gewillt und bereit, diesem Ziel zu dienen. Sie lehnen allerdings und selbstverständlich die phantasielosen „Pläne“ ab, die eine größere Produktion durch Überbeanspruchung der Kräfte der arbeitenden Menschen erreichen wollen; „kapitalistische Ausbeutung“, „Stachanow“ und „Hennecke“ sind hier Begriffe. Sie wollen größtmögliche Mechanisierung, beste Maschinen, modernste Produktionsverfahren, deshalb weitgehende Investitionen — allerdings nicht auf Kosten des Sozialertrages.

Es ist ein „sichtbarer Beweis dafür, daß sich die Gewerkschaften mitverantwortlich fühlen für die Weiterentwicklung moderner Methoden der Betriebsleitung und für die notwendige Aufklärung über die Mittel, mit denen unsere Volkswirtschaft eine Steigerung der Produktivität erreichen muß“, heißt es in der Einleitung einer umfangreichen Broschüre, die der „Bund-Verlag“, Köln, der Verlag des DGB, soeben in neuer Auflage herausbringt. Der Titel heißt: „Leistungssteigerung durch Organisation“. Das Copyright der Originalausgabe (Organizing for Output) liegt bei dem British Institute of Management in London.

In der Einführung heißt es u. a.:

„Es muß nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Broschüre von britischen Experten für britische Arbeiter geschrieben wurde. Sie empfiehlt keine bestimmten Methoden, die eine Betriebsleitung einfach übernehmen könnte. Sie will informieren, anregen und Zweifel beseitigen.“

Arbeitsstudien als Grundlage von Akkordverdiensten und Vorgabezeiten haben nicht nur in der britischen Industrie „dornige Probleme“ entstehen lassen. Es ist selbstverständlich, daß die Arbeiter und Angestellten bei der Anwendung von Arbeitsstudien, die sich zu einem der wichtigsten Mittel der modernen Betriebsorganisation entwickelt haben, zunächst daran denken, welche Leistungen von ihnen erwartet und welche Entgelte ihnen geboten werden. Ihr Interesse an diesen

Fragen ist in vollem Umfange begründet. Ihr Mißtrauen ist der Nachklang vieler bitterer Erfahrungen.

In Deutschland hat sich die Forderung, die Löhne nach der Art der Arbeit und nach dem Umfang der Leistung festzusetzen, im Laufe der letzten Jahre allgemeine Anerkennung verschafft. Wo die Staffe lung der Löhne nach sozialen Verhältnissen noch nicht ganz beseitigt worden ist, wird in zunehmendem Maße deutlich, daß Belastungen, die der Unterhalt einer größeren Zahl von Familienangehörigen mit sich bringt, durch „Soziallöhne“ nicht ausgeglichen werden können. Es wäre sicher lich auch falsch und für die Arbeiter nachteilig, wenn man die Betriebe mit unterschiedlich hohen Sozialleistungen für die einzelnen Arbeit nehmer belasten wollte, weil die Steuergesetzgebung und die Sozial gesetzgebung des Staates soziale Notwendigkeiten zum Teil noch immer ignorieren. Der Berücksichtigung von Arbeit und Leistung bei der Festsetzung der unterschiedlich hohen Löhne im arbeitsteilig organisierten Betrieb kann also nicht mit guten Gründen widersprochen werden. Der Gewerkschaftlichen Forderung, die für gleiche Arbeit und gleiche Leistung gleiche Löhne verlangt, würde ein gewichtiger Teil ihrer Begründung entzogen, wenn man Arbeit und Leistung als Bewertungsgrundlagen ablehnen wollte.“

Die Objektivität der Schrift — für die Objektivität bürgt schließlich auch der Träger des Copyright — erhellt aus einem der ersten Abschnitte der Originalausgabe:

„Das private Hauptproblem ist für den einfachen Mann in jedem Beruf eine ausreichende Garantie dafür, daß er mit seiner Familie ordentlich ernährt und bekleidet ist und ein Dach über dem Kopfe hat und — daß das auch weiterhin so bleibt. Die Befriedigung dieser wichtigsten materiellen Interessen ist für ihn und seine Angehörigen unbedingt erforderlich. Erst wenn sie gesichert ist, kann er beginnen, an die Dinge zu denken, die das Leben angenehm machen: ein Glas Bier mit seinen Freunden, ein Familienausflug an die See oder ein Radioapparat. In genau der gleichen Weise ist die wesentliche Frage, die die Gedanken jedes Fabrikdirektors bewegt: „Wie kann ich sicherstellen, daß die Existenz des Betriebes jetzt und in Zukunft erhalten bleibt?“ Der Arbeiter versucht, sein eigenes persönliches Problem durch den dauern den Verkauf seiner Arbeitsleistungen zu lösen, oder anders ausgedrückt, er strebt danach, eine ständige Beschäftigung zu bekommen und zu behalten. Der Direktor versucht, sein Problem dadurch zu lösen, daß er einen ständigen Fluß von Aufträgen zur Lieferung der Fabrik erzeugnisse aufrechterhält. Wie erreicht er dieses Ziel?“

Jeder kann, positiv oder negativ, aus der Broschüre manches ent nehmen, so daß wir sie nur empfehlen können.

Herz-
erweichender
Stoßseufzer:

MEine SeKretärin hat jezzt Ferien,
daRum schreib ich selbst So gut ich Kann.
Vorretst Sind die TAsTen noch MYsterien,
aber mit Der zeiT geht es vorAn)!!

Wenn iCH Mit der zWischentaste wippe,
rutscht Der wagen meistens vill zu weitt°/o,
ganZ verständdliCH Ist dAs, denn ich tippe,
wie dU weisst& doch erst seit kurzEr zeit?!

?

GAnz besonders Bei Den groSSen Letttern
ist Die schwierigkeit im anfang arg,
die gefahr, sich gründlich zu verheddern,
Ist Auch bei deN zeichen ziemlich starkß.

°/o

Wo Steckt, -himmel, -Nur Das frageZeichen???
Endlich Hab Ichs, = 3mal Steht es Daa!—
Ist Das wirklich nicht Zum steinerweichen?
dass ich NicHt die rechTe TastE sah =?

=

meine seKretärin hat Jetzt ferien.
Mit Dem schreibEn hab iCH doch Kein glück.
bald Vor AERger plazen Die ArteRienßü.
hoFFentlich kehRt sie recht bald zurrück?!!

Dr. Rolf Wagenführ:

Mensch und Wirtschaft

Eine Nationalökonomie für jedermann.
Köln 1952, Bund-Verlag. 300 S., Ganz leinen, Preis 11,80 DM.

Volkstümlich-anschaulich, wie die Vor träge und Kurse Wagenführs stets sind, ist auch die jetzt vorliegende „Nationalökonomie für jedermann“ gehalten. Dabei wird der Leser mit größter Gründlichkeit in alle wesent lichen Fragen der Volkswirtschaft ein geführt. Er erfährt, wie das Volks einkommen berechnet wird und was daraus zu entnehmen ist. Fragen der Bevölkerung und des Kräfteeinsatzes, des Sachkapitals und darunter der Investitionstätigkeit, Probleme der Landwirtschaft, Geld und Kredit, öffentliche Finanzen, Außenwirtschaft und Verteilung des Sozialproduktes sind einige der Hauptpunkte des Buches, das auch für die Lehrer an den Gewerkschaftsschulen einen aus gezeichneten Leitfaden bietet. Das Schlußkapitel ist der Wirtschaftsord nung und Wirtschaftsverfassung ge widmet. Es analysiert die Gegenwart und behandelt Richtung, Maß und Grenzen der volkswirtschaftlichen Planung. In Fußnoten wird die im Verlauf des Textes erwähnte ein schlägige und weiterer Vertiefung dienende Literatur genau angegeben. Ein Schlagwort- und Namenregister erleichtert das Nachschlagen, wenn in einer bestimmten Frage bei einzelnen Diskussionen später noch einmal bei Wagenführ Rat eingeholt werden soll. Das Buch ist allen Gewerkschaftern ganz besonders zu empfehlen.

„Ernähren wir uns richtig?“

64 Seiten starke Broschüre, heraus gegeben im Auftrag des Verbraucher ausschusses für Ernährungsfragen, be arbeitet von Prof. Dr. Heinrich Kraut und Dr. Fritz Reichardt.

Die Verfasser haben sich zur Aufgabe gemacht, das für den Laien keines falls leichte Gebiet der Ernährungs physiologie so darzustellen, daß es auch jedem in biologischen Fragen nicht vorgebildeten Leser ohne Schwierigkeiten verständlich wird.

Die Schrift, die sich mit den Fragen der Ernährung, vom Standpunkt eines normalen Haushaltes aus gesehen, be schäftigt und deshalb nicht allein für die Hausfrau, sondern auch für den Mann von großem Interesse sein wird, verfolgt keine andere Absicht, als Klarheit darüber zu bringen, wie man sich unter den heutigen Verhält nissen mit möglichst wenig Geldmit teln so ernähren kann, daß man lei stungsfähig und gesund bleibt.

Die Schrift ist eine gediegene, wis senschaftlich begründete Antwort auf die Übertreibungen zahlreicher Nah rungspropheten, die in der Öffent lichkeit allzuoft ganz falsche Begriffe über Ernährungsfragen verbreiten.

Rein äußerlich ist die Broschüre in ansprechender, man kann sagen span nungsvoller Weise illustriert. Bunt fotos, Aquarelle wechseln mit her vorragenden Illustrationen bekannter Humoristen, wie Kossatz, Hindersin, Haschberger u. a., ab und bringen in lebenswürdiger und überzeugender Weise den Leser dazu, sich wirklich mit dem so lebenswichtigen Inhalt der Broschüre auseinanderzusetzen.

Das neue SM-Stahlwerk der Georgsmarienhütte wird voraussichtlich Anfang Oktober in Betrieb genommen. Das mit ERP-Mitteln erbaute Stahlwerk verfügt vorerst über zwei 125-t-SM-Öfen. Mit dem Bau eines dritten Ofens soll später begonnen werden.

Nur geringe Einfuhr von Edeltählen

Die Einfuhr von ausländischem Edelstahl in die Bundesrepublik erreichte in der Zeit von Oktober 1951 bis März 1952 nur 0,7 bis 1,5 Prozent der deutschen Edelstahlerzeugung. Aus diesem geringen Prozentsatz geht hervor, daß die deutschen Werke in der Lage sind, den Inlandsbedarf weitgehend zu befriedigen.

Im Juli höchste Roheisen- und Rohstahlerzeugung nach dem Kriege

Nach vorläufigen Angaben des Statistischen Bundesamtes, Außenstelle Düsseldorf, wurde im Juli mit 1,108 Mill. t Roheisen und 1,378 Mill. t Rohstahl die höchste Roheisen- und Rohstahlproduktion nach dem Kriege erzielt. Davon wurden aus USA-Brennstoffen hergestellt rd. 300 000 t Roheisen und 235 000 t Rohstahl.

Überallerte Werkzeugmaschinen

Nach einer Umfrage des Vereins Deutscher Maschinenbau-Anstalten in der westdeutschen Maschinenindustrie sind 30,8 Prozent der bei den befragten Maschinenfabriken benutzten Werkzeugmaschinen über 20 Jahre alt. Bei 38,8 Prozent liegt das Lebensalter zwischen 10 bis 20 Jahren, und nur 30,4 Prozent sind unter 10 Jahre alt. In dem Bericht des VDMA wird darauf hingewiesen, daß die Lebensdauer der Werkzeugmaschinen nach jahrzehntelangen Erfahrungen im Durchschnitt mit 10 Jahren anzusetzen ist.

Erstellung neuer Hochofenkapazitäten in England

Die vor kurzem erfolgte Inbetriebnahme eines neuen Hochofens in Margam, Südwales, stellt einen weiteren Schritt im Rahmen der britischen Bemühungen dar, die Lieferung von basischem Roheisen zur Milderung des Mangels an Eisen- und Stahlschrott zu steigern. Der neue Hochofen, einer der größten des Landes, besitzt eine Tageskapazität von 1000 t Roheisen pro Tag. Zur Zeit stellt sich die Roheisengewinnung in England auf etwa 10,5 Mill. t im Jahr. Es ist beabsichtigt, sie auf 15 Mill. t zu steigern. Der Nachdruck der Bemühungen um Produktionssteigerung liegt auf der Gewinnung von basischem Roheisen für die Stahlwerke.

Guter Auftragsbestand der Werften

Die Werften des Bundesgebietes verfügen gegenwärtig mit 2,16 Millionen BRT Schiffsraum über den bisher höchsten Auftragsbestand. Von den zu Beginn dieses Jahres in Auftrag genommenen 897 See- und Binnenschiffen wurden 233 Fahrzeuge vom Ausland bestellt.

TECHNIK *und* PRODUKTION

Das Schweißen von Schienen

Das Schweißen hat sich als Hilfsmittel im Gleisbau der Straßenbahn bestens bewährt. Bekanntlich werden bei den Straßenbahnbetrieben die im Straßenpflaster verlegten Rillenschienengleise verschweißt, so daß also die sonst üblichen Laschenstöße in Fortfall kommen. Aber auch bei Schienen, die auf besonderem und eigenem Bahnkörper zur Verwendung kommen — hier handelt es sich vorzugsweise um Vignolschienen — werden die Stöße zu einem großen Teil verschweißt, so daß auch bei dieser Bauart längere Gleisstrecken lückenlos verlegt sind. Neben der Thermitschweißung wird die elektrische Schweißung und neuerdings auch die Autogenschweißung bei der Aufschweißung abgefahrener Schienenköpfe, insbesondere in Kurven, angewendet.

Es ist üblich, die Stöße in Gleis- und Weichenanlagen durchgehend zu verschweißen. Die Lebensdauer des mit *Thermit* geschweißten Schienenstoßes kommt heute der Lebensdauer der verlegten Schienen etwa gleich. Bei der Neuverlegung von Gleisen ist die aluminothermische Schienenschweißung nach dem kombinierten Verfahren üblich, hierbei werden die Schienenköpfe mit Hilfe einer Stauchvorrichtung durch Preßschweißung verbunden, während im Steg und Fuß der Schiene eine Schmelzschweißung erfolgt. Es ist anwendbar bei neuen oder gebrauchten Schienen innerhalb oder außerhalb des Bettungskörpers, sofern wenigstens eine Schiene in der Längsrichtung frei beweglich ist. Bedingt anwendbar ist es bei naturharten Schienen über 90 kg Festigkeit sowie Zweistoffschienen, denn dabei muß die Vorwärmungstemperatur überwacht werden. Eine bewährte Methode ist das sogenannte Einsatzverfahren. Es findet in großem Umfange Anwendung in Form einer Schmelzgußschweißung ohne Stauchung der Schienen mit einem losen oder angearbeiteten Einsatzstück an der Stoßstelle. Das Verfahren ist universell anwendbar bei neuen oder gebrauchten Schienen verschiedener Festigkeit und auch bei Zweistoffschienen, ebenso bei fest eingebetteten oder frei beweglichen Gleisen innerhalb und außerhalb des Bettungskörpers sowie bei Stößen innerhalb von Weichen- und Kreuzungsanlagen und beim Einschweißen von Schienenpaßstücken. Das Schmelzgußverfahren aus der Frühzeit der Thermitschweißtechnik wird heute nur noch in geringem Umfange gebraucht. Die Verbindung der Schienen erfolgt dabei durch Schmelzgußschweißung ohne Stauchung und ohne Einsatzstück am Schienenstoß durch Auflösen und Verschmelzen des gesamten Schienenquerschnittes.

Bei der *elektrischen* Schweißung von Schienenstößen bedient man sich entweder des Lichtbogen- oder Abschmelzverfahrens. Das erstere stellt eine Verschweißung des Schienenkopfes mit einem geeigneten Elektrodenmaterial dar; der Schienenfuß wird durch Unterschweißen einer Platte verbunden, während der Steg keine Schweißung erhält. Die früher übliche Laschennahtschweißung wird nur noch selten verwandt. Die bewährte elektrische Verschweißung von Stößen nach dem Abschmelzverfahren erfordert hohe Stromstärken und ist daher nur dort möglich, wo entsprechende Leistungen zur Verfügung stehen.

Zu erwähnen ist noch die *autogene* Schweißung nach dem Schmelzverfahren. Die Schienenstoßfuge wird an ihren beiden Seiten unter Verwendung von Zusatzwerkstoffen (im Fuß, Steg und dem unteren Teil des Schienenkopfes mit Verbindungsschweißdraht, im oberen Teil des Schienenkopfes mit Auftragsschweißdraht) durch autogene Schmelzschweißung geschlossen. Das Verfahren kann innerhalb oder außerhalb des Gleiskörpers angewendet werden. Es erfordert große handwerkliche Geschicklichkeit von besonders hierfür ausgebildeten Schweißern. Die elektrische *Lichtbogenauftragsschweißung* hat bei der Instandsetzung von Gleisanlagen besondere Bedeutung. Dieses Verfahren kann unter gewissen Voraussetzungen angewendet werden, wenn es sich darum handelt, abgenutzte Fahr- und Leitkanten in Weichen und Kreuzungen, auch in Gleisbögen, mit hochverschleißfestem Material wiederherzustellen.

BLICK IN DIE PRESSE



Hinter den Fassaden

Hans Roepert in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“:

Wie stark gerade die Produktionsanlagen der deutschen Industrie überaltert sind, davon macht sich die deutsche Öffentlichkeit meistens keine richtige Vorstellung. Ja, es herrscht sogar die weitverbreitete Auffassung, die deutsche Industrie habe schon wieder einen beachtlichen Modernisierungsgrad erreicht und die meisten deutschen Betriebe seien heute mindestens so gut, wenn nicht besser eingerichtet als die Konkurrenzbetriebe im Ausland. Diese Ansicht, die sich auf Einzelbeobachtungen stützt, die dann kurzerhand verallgemeinert worden sind, trifft leider in keiner Weise zu. Wie es mit dem Modernisierungsgrad in Wirklichkeit bestellt ist, das lassen deutlich einige Untersuchungen erkennen, die in der letzten Zeit vorgenommen worden sind. Ihre Ergebnisse sind geradezu alarmierend. So hat z. B. eine Erhebung über das Lebensalter einer wichtigen Werkzeugmaschine, die in den Betrieben einiger Handelskammerbezirke angestellt worden ist, ergeben, daß von den heute verwendeten Maschinen dieser Art mehr als 80 Prozent älter als zehn Jahre und mehr als die Hälfte älter als 20 Jahre sind. Der Verein Deutscher Maschinenbau-Anstalten kam zu dem Ergebnis, daß von den heute in den Maschinenfabriken benutzten Werkzeugmaschinen nur etwa 30 Prozent jünger als zehn Jahre sind. Nahezu 40 Prozent sind älter als zehn Jahre und rund 30 Prozent sogar älter als 20 Jahre. Diese Untersuchung kann als repräsentativ für die gesamte metallverarbeitende Industrie angesehen werden. Noch stärker als in den bearbeitenden Industriezweigen aber ist die Ueberalterung in den Grundstoffindustrien, insbesondere im Kohlenbergbau. Hier sind jüngere Anlagen geradezu eine Seltenheit, denn nur drei Prozent der gesamten Kohlenförderung kommen heute aus Anlagen, die in den letzten 25 Jahren entstanden sind. 52 Prozent der Förderung entfallen auf Anlagen, die 26 bis 75 Jahre alt sind, 30 Prozent auf solche mit einem Alter von 76 bis 100 Jahre und 15 Prozent auf Anlagen, die schon älter als 100 Jahre sind.

Drei-Viertel-Anteil des Staates am Ertrag

Auf der Hauptversammlung der Glanzstoffwerke äußerte Generaldirektor Vits unter anderem, daß der Fiskus drei Viertel des gesamten Brutto-Ertrages für sich beansprucht. Vits' Aufschlüsselung: Die Glanzstoff-Fabriken weisen für das Vorjahr einen Brutto-Ertrag von 51,9 Mill. DM aus.

Davon gehen ab für Steuern und Sozialhilfe 38 Mill. DM, während sich der restliche Anteil der Partner Kapital und Arbeit auf 13,9 Mill. DM beläuft, von denen an freiwilligen Sozialleistungen für die Mitarbeiter 8,4 Mill. DM und an Rücklagen für Betriebs-erneuerung sowie für Dividende 5,5 Mill. DM aufgewandt werden. Selbst wenn man sich der schweren Lasten des Staatshaushalts wohl bewußt sei, müsse die Forderung nach einer wirtschaftsfördernden und die persönliche Leistung anregenden Steuerreform sowie die Forderung nach einem Abbau des Verwaltungsaufwandes ständig erneuert werden. (Wiesbadener Kurier)

Sind auch Arbeiter Menschen?

Wenn das betont staatspolitische Denken der britischen Gewerkschaften von interessierter deutscher Seite so besonders lobend erwähnt wird, dann wird ebenso schamhaft verschwiegen, daß die nicht abzustreitende Loyalität im Verhältnis der britischen Gewerkschaften zur heutigen konservativen Regierung sich nur dadurch ergeben hat, weil das heutige Großbritannien in einem nie für möglich gehaltenen Umfang ein echter und beneidenswerter Sozialstaat geworden ist! In Großbritannien hat jetzt der „kleine Mann“ das Gefühl und die Gewißheit, ebenfalls im Wirtschaftsraum Bürger des Staates geworden zu sein. Und bei uns? (Schleswig-Holsteinische Volkszeitung)

Der Sozialstaat

Aus Gewerkschaftskreisen wird darauf hingewiesen, daß man die starke Zurückhaltung der britischen Gewerkschaften bei Lohnforderungen nicht mit unseren Verhältnissen vergleichen kann, weil England ein echter und beneidenswerter Sozialstaat geworden sei. Und bei uns? Es wird offenbar nur zu leicht vergessen, daß sich der Charakter des Sozialstaates in dem Haushalt der Bundesrepublik widerspiegelt. Der Sozialaufwand im Bundeshaushaltsplan von 1951 ist mit den Nachträgen auf 7,4 Milliarden gestiegen. Er umfaßt die Kriegsfolgenhilfe, die Umsiedlung, die Durchführung des Art. 131 des Grundgesetzes, die Kriego-pferversorgung, Sozialversicherung und Arbeitslosenhilfe. Vierhundert Millionen für sozialen Wohnungsbau, dreiviertel Milliarde für Subventionen, 2,5 Milliarden für den Lastenausgleich kommen hinzu. Das sind insgesamt über elf Milliarden! Der Sozialstaat muß also nicht erst erkämpft werden, wir stehen bereits mitten darin . . . Der Sozialstaat mit seinen Verpflichtungen für Kriegsfolgen, Sozialversicherung, Arbeitslosenhilfe und so fort bedingt nicht nur Opfer und Beschränkungen auf allen Seiten, sondern vor allem auch die Arbeitsleistung der Wirtschaftenden. Wir brauchen dafür den Arbeitsfrieden. (Kieler Nachrichten)

Spitzenverdiener der Industriearbeiter

Nach der amtlichen Lohnerhebung hatten in Nordrhein-Westfalen im Mai 1952 folgende Gruppen der Industriearbeiter die höchsten Brutto-Wochenver-

dienste: An der Spitze standen die Arbeiter der eisenschaffenden Industrie, die 102,39 DM brutto erhielten. Es folgten Buchdruckgewerbe mit 99,44 DM, Braugewerbe mit 97,60 DM, Gießereindustrie mit 96,06 DM, Flachdruckgewerbe mit 95,23 DM, Keramische Industrie mit 89,72 DM, Steine und Erden mit 89,21 DM, Chemische Industrie mit 86,18 DM, NE-Metallindustrie mit 85,97 DM, Baugewerbe mit 85,83 DM, papiererzeugende Industrie mit 84,78 DM, metallverarbeitende Industrie mit 83,38 DM. Der Durchschnitt der Brutto-Wochenverdienste aller Industriearbeiter mit Ausnahme der Steinkohlen-Bergarbeiter lag bei 84,90 DM und war damit um 1,2 Prozent höher als im Februar 1952. Gegenüber dem Februar 1952 sind die Brutto-Wochenverdienste am stärksten gestiegen im Braugewerbe (10 Prozent), im Bekleidungsgewerbe (8 Prozent), in der Schuhindustrie (7 Prozent) und in der Industrie der Steine und Erden (5 Prozent). In der Keramischen Industrie, der Textilindustrie sowie der Musikinstrumenten- und Spielwarenindustrie sanken sie um 6 Prozent, in der Chemischen Industrie, der glas-, holz- und papiererzeugenden Industrie um 3 Prozent.

(Rheinische Post)

Index-Gewinnplan aufgegeben

Der erst vor wenigen Wochen als „aufsehenerregende Neukonstruktion“ der Karlsruher Lebensversicherungs-AG eingeführte Karlsruher Index-Gewinnplan hat ein rasches Ende gefunden. Gegen den Plan sind so viele Stimmen aus dem eigenen Lager und so gewichtige Einwendungen von anderer Seite und vor allem auch von maßgeblichen Stellen zum Ausdruck gekommen, daß er nicht gehalten werden konnte.

(Westdeutsche Rundschau, Wuppertal)

Gegen Indexlohn-System

Gegen die auch in Arbeitgeberkreisen häufig diskutierte Möglichkeit der engen Bindung der Stundenlohnsätze an eine amtliche Indexziffer wendet sich eine Untersuchung des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften. Würde man die gesamte Lohnentwicklung an den Lebenshaltungskostenindex anhängen, so würde dieser überfordert. An die Stelle der Lohnkämpfe würden Kämpfe um die Indexberechnung und die Index-Lohnkonstruktion treten.

(Westdeutsche Neue Presse, Köln)

Üb' Aug' und Hand . . .

Unsere jungen Pioniere werden für den Frieden erzogen . . . Mit Begeisterung sind sie beim Pfeil- und Armbrustschießen dabei . . . Der Jubel wollte kein Ende nehmen, als einer unserer Pioniere Adenauer dreimal hintereinander und Ollenauer zweimal ins Herz traf und dafür das rote Pionier-Halsband erhielt. (Sächsische Zeitung, Dresden, SED Sachsen)

Peitsche für Ehebrecher

Die Auspeitschung als Strafe für männliche Ehebrecher fordert das Amtsblatt der Kirche von England in seiner letzten Ausgabe. „Es gibt eine bestimmte Klasse von Männern“, erklärt das Blatt, „die anderer Männer Frauen gern erzählen, daß sie für sie durch Hölle und Feuer gehen würden. Oftmals werden sie zu Zeugen in Scheidungsprozessen. Es könnte eine heilsame Wirkung auf die Scheidungsstatistiken ausüben, wenn diese Männer ihre Liebe dadurch beweisen könnten, daß sie die Peitsche auf ihrem Rücken fühlen. Ebenfalls sollte es nicht unmöglich sein, eine geeignete Strafe für Frauen zu finden, die anderer Frauen Männer stehlen.“

*

Im Omnibus Schüren—Hörde klettert ein Kind auf dem Polster herum. Fragt eine Frau die danebensitzende Mutter: „Darf dat dat?“ — „Dat darf dat!“ — „Nee, dat dat dat darf!“

*

„Geschäftsreisende“: Bei einer Razzia in einer nahen Großstadt wurde festgestellt, daß jeder zweite Bettler von auswärts in die Stadt kam, und zwar regelmäßig. Die meisten hatten Eisenbahnmonatskarten, die sie sich als Geschäftsreisende hatten ausstellen lassen. Ein Bettler kam mit einem schweren Motorrad in seinen „Bezirk“. — Das Geschäft muß sich lohnen, und mancher Bettler verdient mit dem Tränendrüsendrücken mehr als mancher schwerarbeitende Hüttenmann. Ob unsere Frauen endlich schlau werden?

*

Ordnung ist das halbe Leben: „Mein Mann sagte immer, ich wäre genau wie sein Kompaniefeldwebel“, gab die scheidungswillige Mary Kelch zu Protokoll. „Jedesmal, wenn ich ihn bat, seinen Schlafanzug ordentlich aufzuhängen oder mir beim Abwaschen zu helfen, fuhr er mich an, er sei nicht mehr beim Barras.“ — Vielleicht machte ihr Ton die Marschmusik.

*

Meinungsfreiheit. „Aber sicher dürfen und sollen Sie Ihre eigene Meinung haben!“ sagte der Chef. „Ich will sie nur nicht hören!“

*

Ein Mustermensch. Von ihm sagte ein Kollege: „Die Zeit, die er nicht zur Selbstbeweihräucherung braucht, verwendet er, um seine Arbeit zu vernachlässigen.“

*

Verschwiegenheit. Ein Ehemann, der seiner Frau nicht jede Kleinigkeit erzählt, denkt sich wahrscheinlich: was sie nicht weiß, macht mich nicht heiß.

*

Die Frau, die ihren Mann nicht beeinflussen kann, ist ein Gänschen.

Die Frau, die ihn nicht beeinflussen will — eine Heilige.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Zehn Gebote für Ehefrauen

Es gibt kein Patentrezept für eine glückliche Ehe, aber es gibt gewisse Spielregeln, die sich jede Ehefrau von Zeit zu Zeit vor Augen halten sollte, wenn ihr am Erfolg ihrer Ehe gelegen ist. Sie hat die Trümpfe in der Hand, und sie kann verlieren oder gewinnen — je nach ihrer Klugheit.

1. Respektiere seine Rechte!

Auch in der Ehe muß ein Mann er selbst bleiben dürfen. Er muß leben und lieben dürfen, arbeiten und sich erholen, er muß auch noch Verwandte und Freunde haben dürfen. Er hat das Recht, einmal auszugehen — ohne damit eine häusliche Revolution heraufzubeschwören. Es gibt noch viel zu viele Ehemänner, die sich in ihrem eigenen Haus wie Gefangene vorkommen, und Gefangene kommen meist auf dumme Gedanken.

2. Erwidere seine Liebe!

Liebe ist das einzige, was er für seine Arbeit, sein Geld und seine Anstrengungen verlangt. Ein Mann muß geliebt werden und muß das Gefühl haben, daß die Liebe, die er für seine Frau empfindet, erwidert wird. Er muß geliebt werden nicht als ein Idol, sondern als das, was er ist: ein Mann mit Fehlern und Nachteilen — vielleicht sogar als ein Mann, der seine Gefühle nicht immer sehr geschickt auszudrücken vermag.

3. Sei höflich!

Ein Ehemann sagte einmal beim Scheidungstermin: „Ich würde schon mit der Höflichkeit zufrieden gewesen sein, die meine Frau für den Lumpensammler übrig hatte.“ Und in der Tat — es ist seltsam, wie leicht wir uns gerade dem Menschen gegenüber vergessen, den wir lieben. Wir werden beleidigend, wir schweigen verstimmt und glauben, einen Sieg errungen zu haben. Aber in der Liebe gibt es keine Siege.

4. Lebe nicht über deine Verhältnisse

Viele junge Ehepaare fangen heute die Ehe mit Schulden an. Sie verbrauchen allein in den Flitterwochen mehr, als sie verantworten können, sie leihen sich Geld, das sie nie zurückzahlen können, und sie enden als Nervenbündel.

5. Sorge für Unterhaltung!

Ein Leben voller Pflichten, aber ohne Vergnügen läßt bald den Wunsch aufkommen: „Wäre ich doch nur ledig geblieben.“ Sorge also für Unterhaltung — pflege Freundschaften und sondere dich nicht von den anderen ab. Und vor allem: Entwickle nicht die fixe Idee der Eifersucht, die jeden Kontakt mit anderen von vornherein zur Qual macht.

6. Habe Vertrauen!

Jede Ehe bringt Krisen. Gerade das ist die Zeit, da man das größte Vertrauen zueinander braucht, denn die Welt gehört denen, die vertrauen. Die anderen gehen einen Schritt vorwärts und zwei zurück.

7. Sei tolerant!

Jede Frau, die nicht tolerant ist — gleichgültig, ob verheiratet oder ledig — bleibt erfolglos. Mangel an Toleranz kann eine Ehe zerstören, weil er einen Menschen zerstören kann. Sage deinem Mann nicht allzu ehrlich, was du über seine Verwandten, seine Freunde, seine Stellung und über die Art denkst, wie er Apfelsinen isst.

8. Sei loyal!

Die meisten Männer sind ihren Frauen gegenüber loyal. Frauen sollten es deshalb auch sein. Es klingt gar nicht schön, wenn „sie“ beim Kaffeeklatsch ihren Freundinnen erzählt, was sie alles mit „ihm“ durchmacht, daß er spielt, trinkt oder sonstwas tut.

9. Sei vielseitig!

Keine Ehe sollte ohne Pläne sein. Wer von einem Tag in den anderen lebt, nur von einer „Party“ zur anderen plant, steht bald vor einem Nichts — materiell und geistig.

10. Bewahre deine Illusionen!

Wir sollten uns unsere im stillen erträumten Hoffnungen bewahren, auch wenn alle unsere wirklichen Pläne zunichte geworden sind. Träume trösten uns, bis wir wieder hoffen können. Bewahre deshalb deine Illusionen vom ersten Tage der Ehe an, und wenn du alt bist, erinnere dich wenigstens dann und wann daran.

Frances McDonald



Unser Briefkasten

K. H. W. Versuchsanstalt:

Wir haben uns über Ihre Zuschrift sehr gefreut, vor allem darüber, daß Sie mit wachen Augen durch den Betrieb gehen und auf die Unfallgefahren achten. Wir haben Ihr Schreiben an die Werkaufsicht weitergeleitet.

Mehrere Einsender

Unsere Auskunft in Nr. 8 des Mitteilungsblattes (Pensionär W. W., Menden) hat insofern zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, als mancher glaubt, er könne nur Marken zur Höherversicherung kleben. Das ist nicht der Fall, sondern zu jeder geklebten Marke oder zu jedem im Wege des Lohnabzuges gezahlten Beitrage kann eine Marke zur Höherversicherung geklebt werden. Die Höhe des Beitrages für die Höherversicherung steht den Versicherten oder freiwillig Versicherten frei, jedoch darf für die Höherversicherung kein höherer Betrag verwendet werden, als der freiwillige oder Mitgliedsbeitrag für den betreffenden Zeitraum beträgt.

P. S., Bauabteilung:

Ich erhielt von der Westfalenhütte einen zweiwöchigen Urlaubsaufenthalt in Gleidorf bewilligt, wofür ich meinen herzlichsten Dank ausspreche. Alle, die wir von der Hütte dort verweilten — es waren immerhin rund 20 Personen —, waren mit allem sehr zufrieden, sei es hinsichtlich Verpflegung, Unterkunft, Wetter oder Gegend. Das Urlaubsleben verlief recht harmonisch, denn nicht auf die Stellung des einzelnen kommt es an, sondern auf den Menschen selbst. Am letzten Tage wurde von dem Amateuriotografen Müller (Breitbandwalzwerk) eine Aufnahme gemacht, von der ich einen Abzug beifüge.

Herzlichen Dank, Kollege S.! Der Veröffentlichung des Fotos, das so viele wohlproportionierte Herrlichkeiten und so nette Damen abbildet, können wir nicht widerstehen. Nebenstehend sehen Sie sie und sich.

Herbstkonzert

Der „Männergesangverein Westfalen e. V.“ veranstaltet am Sonntag, dem 19. Oktober 1952, vormittags 11 Uhr, im Assauer-Theater am Borsigplatz ein Herbstkonzert. Die Chorleitung hat Josef Schäfers.

Es wirkt mit: das Werkorchester der Westfalenhütte AG. unter Georg Saunus.

P. St.:

Für die erwiesene Aufmerksamkeit zum 80. Geburtstag sage ich hiermit meinen herzlichen Dank. Meine Freude und Überraschung über dieses unerwartete Geschenk war riesengroß.

R. H.:

Am 27. d. Mts. kehrte unser Sohn Hartmut von seinem sechswöchigen Aufenthalt im Ludgeristiift auf Norderney zurück. Riesengroß war unsere Freude und Überraschung über das prächtige Aussehen und die große Gewichtszunahme des Jungen, der immer wieder ganz begeistert von den herrlichen Tagen und der guten Pflege und Betreuung dort erzählt. Aus diesem Grunde möchte ich es nicht versäumen, Ihnen für die Ermöglichung dieses schönen und erholsamen Ferienaufenthaltes meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf aufmerksam machen, daß in Ergänzung der städtischen Gesundheitsfürsorge werkseitig für Kinder eine Erholungskur durchgeführt werden kann, wenn die Notwendigkeit ärztlicherseits bescheinigt wird und durch unseren Werkarzt Bestätigung findet.

F. W., Elektr.-Abteilung

Eine Anfrage eines Linkshänders: Wird der Verlust seines linken Armes von einem Linkshänder so berechnet wie gewöhnlich bei Verlust eines rechten Armes?

Unsere Rechtsabteilung erklärt hierzu: Der Grad der Dauerinvalidität bei Gliedverlusten ist in den Besonderen Bedingungen zu unserem Unfall-Versicherungsvertrag festgelegt. Hiernach beträgt der Grad der Dauerinvalidität bei dem Verlust des linken Armes oder der linken Hand 60 Prozent. Es spielt hierbei keine Rolle, ob der Verletzte Rechts- oder Linkshänder gewesen ist.

Frau Toni P.:

Ihrem Kinde steht die Waisenrente zu, wenn die Vaterschaft des Verstorbenen festgestellt ist. Daß eheliche Kinder vorhanden sind, ist bedeutungslos. Nach dem Angestelltenversicherungsgesetz erhalten alle Kinder eines verstorbenen Versicherten Waisenrente und zwar bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Als Kinder gelten dabei die ehelichen Kinder, die für ehelich erklärten Kinder, die an Kindes Statt angenommenen Kinder, die unehelichen Kinder eines männlichen Versicherten, wenn seine Vaterschaft festgestellt ist, die unehelichen Kinder einer Versicherten. Die Kinder einer versicherten Ehefrau, die eheliche des hinterbliebenen Ehemannes sind, erhalten nur dann Waisenrente, wenn die Verstorbene den Unterhalt der Waisen überwiegend bestritten hat.

Frau Klara St.:

Sie hätten längst Verschollenenrente beantragen können und sollen. In welcher Versicherung der Verschollene war, ist unbedeutend, denn in allen Rentenversicherungen (JV, AV, KnV) werden den Hinterbliebenen auf Antrag Verschollenenrenten gewährt. Versicherte gelten als verschollen, wenn während eines Jahres keine glaubhaften Nachrichten von ihnen eingegangen sind und die Umstände ihren Tod wahrscheinlich machen (§§ 28 Abs. 6 AVG, 1259 RVO). Eine Todeserklärung des ordentlichen Gerichts ist nicht notwendig. Die Versicherungsträger setzen den Todestag nach billigem Ermessen fest. Für Kriegverschollenheit gelten wegen der oft schwer nachzuweisenden Todeswahrscheinlichkeit besondere Bestimmungen (Wartezeiten von zwei bis drei Jahren seit dem letzten Lebenszeichen).



DER HERD IM BAHNDAMM

In Wengern an der Ruhr, wo die Eisenbahnlinie von Witten nach Wuppertal auf einem hohen Damm über den Ort hinweggeführt ist, befindet sich ein merkwürdiges Denkmal. Hier wurde der Herd eines Hauses, das früher an dieser Stelle stand, in die Bahnunterführung eingemauert. Dieses Denkmal soll die Erinnerung wachhalten an Henriette Davidis, die berühmte Verfasserin eines auch heute in verschiedenen Bearbeitungen noch in Gebrauch befindlichen Kochbuches. Sie wurde hier am 1. März 1801 als Tochter eines Pfarrers geboren.

Henriette Davidis, die in jungen Jahren Leiterin einer Handarbeitschule und später als Stütze der Hausfrau tätig war, hatte schon früh damit begonnen, die Rezepte, von denen sie Kenntnis erhielt, aufzuschreiben und zu einem Buche zusammenzustellen. Sie bot es dem Verleger Karl Robert Langewiesche in Elberfeld an, bei dem sie einige Zeit als Stütze der Hausfrau tätig gewesen war. Langewiesche, der über dieses das Literarische nur streifende Werk nicht selbst entscheiden wollte, legte es seiner Frau vor. Sie war mit ihrem Urteil schnell bei der Hand. „Was soll das



Jettchen schon kochen können?" fragte sie, und so wurde die Arbeit abgelehnt. Aber das Jettchen gab nicht nach und erlebte es noch, daß ihr Kochbuch das am meisten nachgedruckte Buch eines anderen Verlegers wurde.



Später hat Henriette Davidis noch ein Buch mit dem Titel „Die Hausfrau“ und ein „Gartenbuch“ geschrieben. Auch Gedichte gab sie heraus, die von ihrer empfindsamen Seele Zeugnis ablegen. Der Anlaß dieser Veröffentlichung war Hilfsbereitschaft. Eine ihr bekannte Familie war in große Not gekommen, die sie mit den 200 Talern Honorar lindern konnte. Bei dieser Art, mit dem Gelde zu wirtschaften, ist es nicht verwunder-

lich, daß es Henriette Davidis nie zu Vermögen gebracht hat. Man erzählt sogar, daß sie das Vermögen ihres Onkels, eines Dortmunder Apothekers, bei dem sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte, auch noch verkochte, da sie nach wie vor jedes Rezept, das ihr von Bekannten und Freundinnen mitgeteilt wurde, erst selbst ausprobierte. Am 3. April 1876 ist Henriette Davidis in Dortmund gestorben, wo sie auch begraben liegt. E. G.

Schein ist nicht mehr als Sein!

Herr M. war nicht nur einer der reichsten, sondern auch einer der sparsamsten Männer unserer Stadt. Eines Tages, es war noch vor dem ersten der großen Kriege, betrat er den Laden eines bekannten Goldschmiedes. Der Besitzer kam sogleich eilfertig in den Verkaufsraum, um M. nach seinen Wünschen zu fragen.

Ek wull blaut wieten, wat de Stock kostet, dä do vörn int Finster steiht, brachte Herr M. sein Anliegen vor.

Ein wenig enttäuscht über die Geringfügigkeit des Objektes, das den reichen Kunden in den Laden führte, meinte der Goldschmied: Aber Herr M., den Stock können Sie doch nicht tragen. Der Knopf ist ja nur aus Doublé!

Doch Herr M., der die Menschen besser kannte, gab zurück: Min leiwer Herr, glöwt mi, wenn ek diän Stock driäge, wird kein ein'n glöwen, dat hei nich ut Gold äß. Un wenn sik de Spitzbauwen domet ansmeiert, dann äß diän dat wuoll te gönnen!

Sprach's und ließ sich den Stock in die Wohnung schicken.

Jahre später, Herr M. war bereits hoch in den Achtzigern, besuchte er eine Automobilausstellung. Sachverständig ging er von Stand zu Stand, fragte nach Preisen, Steuersatz und Benzinverbrauch und ließ dabei durch-

blicken, daß er wohl bereit sei, eines der ihm zusagenden Modelle zu kaufen. Nur eine Frage stand noch offen: Wie lange höllt denn son Auto?

Der Verkäufer, der im stillen hoffen mochte, daß das vorgerückte Alter des Kunden ihn der Möglichkeit enthob, von diesem jemals Lügen gestraft zu werden, anwortete dreist: Zehn Jahre können Sie den Wagen gut und gerne fahren!

Worauf der alte M. den Kopf schüttelte und sagte: Tiern Johre? Jo, glöwt git denn, ek könn' mi alle tiern Johre en nigen Wagen kaupen?

Im Winter darauf ist der alte M. erkrankt. Monate hat er gelegen und 38 Pfund Gewicht verloren. Als aber im Frühjahr die Sonne wieder herauskam, hat er sich wieder bekrabbelt. Alle Welt dachte, er sei glücklich darüber, daß er noch einmal davon gekommen sei, aber er schien es nicht zu sein.

Nächsten Winter komm ek jo doch dran, sagte er und fuhr resigniert fort: Na, ist ja auch egal, wat sollt wi ollen Lü nuok op de Welt? Wenn ek blaut nich sau veel avgenommen häre, dann bruke ek mi jetzt keinen nigen Anzug miär maken loten. Nachher hedd s'n duok blaut rumhängen.

Erich Grisar

Adolf Dünnebacke

Bürgermeister in Berlin-Wilmersdorf und ehemaliges, langjähriges Betriebsratsmitglied unseres Werkes, schrieb an die Redaktion des Mitteilungsblattes:

Lieber Kollege H . . . !

Wenn ich auch nicht mehr zur Belegschaft der Westfalenhütte gehöre, so darf ich doch wohl Dich und die anderen Freunde, die sich meiner noch erinnern, so kollegial-vertraulich anreden, denn ein gutes Dutzend Lebensjahre, im und am gemeinsamen Werk verbracht, sind nicht auszulöschen aus meinem Leben.

Einige Jahre vor und ein Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg arbeitete ich im Stahlwerk Hoesch, der heutigen Westfalenhütte, schon bald in gewerkschaftlichen Funktionen, zuletzt — Nachfolger unseres unvergesslichen Wilhelm Hermes — als Betriebsratsvorsitzender und Mitglied des Aufsichtsrates, bis mich 1930 der Deutsche Metallarbeiterverband in seine Hauptverwaltung nach Stuttgart berief. Soviel zur persönlichen Legitimation.

Jene Zeit war, nicht weniger als heute, erfüllt von internationalen und sozialen Auseinandersetzungen. Krieg und Inflation, Ruhrbesetzung und Kapp-Putsch, Rationalisierung, Streiks und Aussperrungen und der periodische Wechsel von Konjunktur und Krise beherrschten jene Zeit und führten zu sozialen Kämpfen, die, glaube ich, wenigstens in ihren Formen schärfer waren, als heute, wo die nationalen Probleme alles überschatteten. Die Jahre 1920—1930 stellten besonders die Großbetriebe vor die Aufgabe, dem Betrieb ein soziales Gesicht und dem Arbeitsverhältnis eine Rechtsverfassung zu geben. Das Mitbestimmungsrecht, heute im Mittelpunkt der sozialen Auseinandersetzungen, trat auf den Plan, sollte gestaltet werden und mußte sich praktisch bewähren. Die damalige Zeit und ihre sozialen Aufgaben waren also im Grundsätzlichen gar nicht so sehr verschieden von der Gegenwart. Heute ist eine neue Zeit angebrochen, alte Probleme zeigen sich im neuen Gewande und eine neue Generation sucht damit fertig zu werden. Manches von dem, was uns vor kaum einem halben Jahrhundert als fernes Ideal erschien, ist selbstverständliche Wirklichkeit geworden, anders, was sich gar revolutionär gebärdete, ist vergessen, neues ist an seine Stelle getreten.

Solche Gedanken bewegten mich, als ich kürzlich nach langer Zeit das Werk wiedersah, das ich vor vierzig Jahren zum ersten Male betreten hatte. Am äußeren Aufbau hat sich nicht viel verändert, wenn auch hier und da ein Anbau hinzugefügt wurde und die Spuren des Bombenkrieges noch nicht ganz beseitigt sind. Eine freudige Überraschung aber erwartete mich in der alten Werkstatt, wo der junge Metallarbeiter seine Laufbahn als gewerkschaftlicher Vertrauensmann begonnen hatte, in Gemeinschaft mit wenigen Gleichgesinnten für die Gewerkschaft und die Arbeiterpresse warb, heimlich und unter der mißtrauischen Aufsicht harköpfiger Vorgesetzter und verständnisloser Kollegen, wo unendlich langsam und nur Schritt für Schritt der Kreis der Mitarbeiter und Mitkämpfer erweitert werden konnte, bis unsere Stimme nicht mehr zu überhören war und die gewerkschaftlichen Ideen feste Gestalt gewannen: in der sozialen Betriebsgestaltung und Mitbestimmung.

Die Überraschung aber: sie waren alle noch da, die alten Freunde, ein wenig grauer und mancher gebückt vom Alter und der schweren Arbeit, aber alle noch wirksam an der gleichen Idee, die uns damals als junge Menschen zusammengeführt hatte. Sie kamen von allen Seiten und drückten mir die Hand. Es war ein schöner Tag!

Der Rundgang dann durch die Anlagen der Krankenkasse, der Kantine und zu den Sportplätzen hinaus zeigte, was in den letzten Jahren geschaffen worden ist. Wenn es mir darauf ankäme, eine besondere Wirkung zu erzielen, so würde ich das heutige Bild dem von 1910 gegenüberstellen, als ich zum ersten Male das Werk betrat: zwölfstündiger Arbeitstag, jeder dritte Sonntag war frei, die erste Hilfe besorgte ein Sanitäter, die Aborte — lassen wir das; Urlaub war ein unbekannter Begriff, gewerkschaftliche Werbung fast unmöglich, von einer Mitbestimmung keine Rede; der Mensch war ein Arbeitstier, gebückt unter der Last einer schweren Arbeit und eines langen Arbeitstages, kaum in der Lage, sich einmal aufzurichten und über sein Menschsein nachzudenken.

Auf dem zweiten Gewerkschaftstag der IG Metall in Stuttgart am 15. und 16. September bezeichnete der DGB-Vorsitzende Fette die Ansicht, die Gewerkschaften dürften keine politische Konzeption haben, als einen Irrglauben. „Wir müssen uns mit der Politik beschäftigen, weil sich die Politik mit uns beschäftigt.“ Die Gewerkschaften müßten weit mehr als bisher politisch aktiv werden und sich einen gebührenden Einfluß in Staat und Wirtschaft sichern.

Gegen die Behauptung, daß die Gewerkschaften einen undemokratischen Weg gehen, wandte sich der Wirtschaftsminister von Baden-Württemberg, Veit. Die Gewerkschaft habe die Mehrheit der arbeitenden Menschen hinter sich, könne also gar nicht undemokratisch handeln. Reuther von der amerikanischen Gewerkschaftsorganisation CIO sagte den deutschen Gewerkschaftlern die Unterstützung im Kampf um das Mitbestimmungsrecht zu.

Storch

steht zur Einheitsgewerkschaft

Bundesarbeitsminister Anton Storch erklärte: „Wir müssen alles tun, damit die Einheitsgewerkschaften, die heute zweifellos eine Krise durchmachen, innerlich gestärkt und äußerlich gekräftigt aus dieser Krise herauskommen.“ Ihm selbst gehe es in keiner Weise um eine Wiedergründung der christlichen Gewerkschaften. Er setze sich vielmehr für eine Stärkung der Einheitsgewerkschaften ein, die er mitbegründet habe. Storch berichtete damit holländische Pressemeldungen, nach denen er kürzlich während seines Holland-Besuches an Verhandlungen über eine Wiedergründung der christlichen Gewerkschaften in der Bundesrepublik teilgenommen haben sollte. Er teilte mit, daß der Zweck seiner Hollandreise das Studium der Verhältnisse im Grenzgängertum bei den Bergleuten gewesen sei. Dabei sei er auch einer Einladung des niederländischen katholischen Bergarbeiterverbandes gefolgt und habe mit leitenden Funktionären die soziale und wirtschaftliche Situation in der Bundesrepublik erörtert.

(Die Neue Zeitung, München)

Irren ist menschlich!

Das ist so in jedem Betrieb und jeder Abteilung, auch im persönlichen Leben. In einer Abteilung stellte eine Kollegin bei der abendlichen Abrechnung fest, daß ihr 50 DM in der Kasse fehlten. Ihr Schrecken war groß, denn 50 DM sind für sie viel Geld. Und eine Kasse muß stimmen. Die Kollegin mußte offenbar einem Geldeinzahler den Betrag zuviel herausgegeben haben. Aber wem?

Das Minus wurde von ihr gemeldet. Es sollte gedeckt werden.

Am nächsten Tage meldete sich ein Kollege. Er hatte erst am Abend festgestellt, daß er einen 50-DM-Schein zuviel in der Brieftasche hatte. Den Schein brachte er jetzt zurück. Der

Kollege heißt Hermann Bleilevens und arbeitet im Gleisbau. Selbstverständlich, Kolleginnen und Kollegen? An sich ja — aber selbstverständlich wird nicht jede Selbstverständlichkeit erfüllt, weshalb wir hier den Fall erwähnen.

Höchstes Ziel

Von Otto Braun

Eines ist mir jetzt klargeworden: Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist nicht Ruhm, nicht Glück, nicht einmal Größe, ja auch nicht, was mir bisher das Höchste erschien, das Werk, sondern es ist nur: Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt. So hat Cäsar gewirkt, so Christus, so Sokrates, so Alexander. Gerade für das, wohin ich meinen Dämon dumpf mich drängen fühle, für die Gestaltung des Staates, scheint mir dies das Ausschlaggebende. Wichtig ist, den neuen Staat zu schauen, ihn vorzubereiten; wichtiger, ihn zu gründen, ihn zu festigen; das Wichtigste aber, daß eine Gestalt ihn gewissermaßen verkörpert, ihm Atem gibt. Denn Lebendiges nur kann Leben schaffen. Mögen die Gesetze noch so gut, die Beamten noch so trefflich, der Wille noch so rein, die Fähigkeiten noch so glänzend, das Glück noch so gnädig sein. Alles bleibt tot und stumm, wenn es nicht Farbe und Licht empfängt von der Gestalt großer Männer. Ein Mensch ist ja nicht wertvoll weder um seiner Worte noch um seiner Taten willen, sondern nur um dessentwillen, was er wirklich und wahrhaftig ist. Unsinn aber ist es, sein eigenes Sein bewußt zu einem Vorbild machen zu wollen. Denn dies ist recht eigentlich die Krone des Lebens und das Letzte. Das Letzte aber wird nicht im Kampf errungen, sondern es kommt dem Absichtslosen wie ein freiwilliges Geschenk der Götter. Das vollkommene Mensch-Werden bis zur Vollendung des Daseins, das ist nur in Einem möglich, in der vollkommenen und göttlichen Liebe.

(24. Dezember 1917)

Aus dem

Ahlener Programm der CDU

In den Betrieben, in denen wegen ihrer Größe das Verhältnis zwischen Arbeitern und Unternehmern nicht mehr auf einer persönlichen Grundlage ruht, ist ein Mitbestimmungsrecht der Arbeiter in den grundlegenden Fragen der wirtschaftlichen Planung und sozialen Gestaltung sicherzustellen. Zum Beispiel muß der Arbeiter die ihm zustehende Vertretung im Aufsichtsrat des Unternehmens haben. In den Großbetrieben soll ein Vertreter der Belegschaft einen Platz im Vorstand haben. Der Vorsitz der Betriebsrates soll in allen Fragen mitwirken, die die sozialen Interessen der Belegschaft betreffen. Dem Betriebsrat ist einmal im Monat ein Bericht über die Lage des Unternehmens zu geben. Auch soll den Arbeitern eine Beteiligung an dem gemeinsam erarbeiteten Ertrag des Unternehmens gesichert werden.

Aber auch der Vergleich mit der Zeit nach dem ersten Weltkrieg läßt erkennen, daß die soziale Bewegung, das Kennzeichen unseres Jahrhunderts, stetig und unaufhaltsam fortschreitet. (Auch die Kriege, die wir erlebt haben und noch erleben, sind als Auswirkungen der sozialen Unruhe anzusehen und werden erst mit einer neuen sozialen Ordnung ihr Ende finden.) Damals wurde die Idee der Mitbestimmung zum ersten Male Wirklichkeit und mußte sich bewähren. Das Betriebsrätegesetz war geschaffen, aber alle anderen Voraussetzungen sachlicher und persönlicher Art fehlten. Besonders fehlte auf der Unternehmenseite — nicht allgemein, aber überwiegend — der gute Wille zur Partnerschaft, die Bereitwilligkeit zur echten Zusammenarbeit. Jeder Fußbreit echter Mitwirkung an der innerbetrieblichen Ordnung mußte jenen Männern abgetrotzt werden, die aus ihrer Haut als „Herr im Hause“ nicht herauskonnten. Gewerkschaftsvertreter durften an den Verhandlungen mit der Direktion nicht teilnehmen. Ein Gewerbeaufsichtsbeamter wurde einmal von einem Direktor eigenhändig an die Luft gesetzt, als er die Sicherheitsvorrichtungen prüfen wollte. Drei Mann vom Betriebsrat waren von der Arbeit freigestellt, bei einer Belegschaft von 10 000. Wegen der Anzeige von Gewerkschaftsversammlungen im Betrieb gab es endlose Streitigkeiten. Das Recht der Zustimmung zu Disziplinarstrafen mußte durch alle Gerichtsstufen durchgekämpft werden.

Die Zersplitterung in der Arbeiterbewegung erschwerte jeden Fortschritt. Außer der Freien Gewerkschaft gab es die Christliche Gewerkschaft, den Hirsch-Dunkerschen Gewerkverein, die Polnische Gewerkschaft und daneben noch — wenn auch unbedeutend — den Vaterländischen Werkverein und einige ähnliche Gewächse. Sie alle traten bei der Betriebswahl in Wettbewerb, so daß — einige wilde Gruppen kamen noch hinzu — zehn bis zwölf Vorschlagslisten zur Auswahl standen. Freuen wir uns, daß das überwunden ist!

Die heutigen Verhältnisse, soweit ich sie bei meinem kurzen Besuch kennen lernen konnte, sind zwar im Grundriß dieselben, aber, immer mit meinem „historischen“ Maßstab gemessen, großzügig erweitert und ausgebaut, weniger nach der technischen, als nach der sozialen Seite hin. Ein Hüttenwerk wird nie ein Sanatorium sein können, es bleibt eine Stätte der harten Mühe, wo die Phrase von der „Schönheit der Arbeit“ keinen Boden findet. Aber es kann eine Stätte der sozialen Ordnung sein, in der die Menschen, die schon durch das Werk ihrer Hände miteinander verbunden sind, auch in ihren sozialen Beziehungen und Ansprüchen zu ihrem Recht kommen, so daß aus der Gemeinschaft der Arbeit eine soziale Gemeinschaft erwachse.

Das hat uns vorgeschwebt, als wir vor 30 Jahren ans Werk gingen, mit wenig oder gar keiner Erfahrung, gegen den Widerstand der Tradition und der wirtschaftlichen Not, gestützt nur von unserem sozialen Gewissen und dem Vertrauen der Kollegen. Heute ist mir bewußt geworden: wenn auch nicht alle Blümenträume unserer revolutionären Jugend reiften, so ist doch die Saat aufgegangen, so ist doch die Idee Wirklichkeit geworden, so wird doch, in den Grundzügen, eine soziale Ordnung des Betriebes erkennbar.

Mein Brief ist länger geworden, als ich dachte, und doch ist nicht alles gesagt. Nichts z. B. gesagt, von der Kameradschaft, die uns damals verband, die mir auch jetzt wieder entgegenschlug, als ich die alten Freunde wiedersah. Diese Kameradschaft war das Notwendigste, aber auch das Schönste, was mir, einem Arbeiter im Stahlwerk Hoesch, beschieden war.

Mit freundschaftlichem Gruß, zugleich an die alten Kollegen und Freunde,
Dein Adolf Dünnebacke

Unsere Jugend

Unterrichtsplan für den gewerkschaftlichen Unterricht

für die Lehrlinge des 3. Lehrjahres der Lehrwerkstatt (vier Gruppen, jeweils monatlich, donnerstags 10.30—12.30 Uhr im Unterrichtsraum der Lehrwerkstatt).

2., 9., 16. und 23. Oktober: „Allgemeine Rechtsfragen“, Leitung: Schuy. 23., 30. Oktober, 6. und 13. November: „Der Betriebsrat und seine Aufgaben“, Leitung: Neukirch.

20., 27. November und 4. Dezember: „Das Mitbestimmungsrecht“, Leitung: Thiesbrummel.

Wir besuchten Jugoslawien - Jugoslawen besuchten uns

Auf Anregung des Sindikalni Odbor Podjetja, Zelezarne Jesenice, kam es zu einem Austausch zwischen 15 Angehörigen der Fabrik Jesenice und 15 Kollegen unserer Firma. Ein Kollege, der an der Fahrt teilnahm, berichtet hierüber:

Der Staat Jugoslawien mit der Bezeichnung „Föderative Volksrepublik Jugoslawien“ dürfte in Europa der einzige Staat sein, in welchem sich die größten kulturellen Verschiedenheiten zwischen einzelnen Städten und Landesteilen feststellen lassen. Deutlich ist die österreichisch-mitteleuropäische und auch die türkisch-orientalische Kultur zu erkennen. Das Grös der Bevölkerung ernährt sich von Landwirtschaft, jedoch wird der Boden erst zu 50 Prozent bebaut. Die wichtigsten Exportartikel sind Mais, Weizen, Tabak und Feigen sowie die an der adriatischen Küste gefangenen Makrelen, Thunfische und Sardinen. In der Gewinnung von Blei und Zink steht Jugoslawien in der Weltrangliste jetzt an zweiter Stelle. Aber auch in der Kupfererzeugung ist das Land auf einen beachtlichen Platz gerückt. Eisen, Erz und Kohle werden zwar gewonnen, müssen jedoch auch eingeführt werden, um den stetig wachsenden Bedarf zu decken.

Unsere aus Arbeitern und Angestellten bestehende Gruppe wurde nach einer kurzen aber höflichen Abfertigung durch die jugoslawischen Zollbeamten von Abordnungen des Eisenwerkes Jesenice und des Syndikates auf das herzlichste begrüßt. Ein Essen im Kasino des Werkes und eine kurze Ansprache bildeten den Abschluß unseres Ankunftstages in Jugoslawien.

Wir hatten am folgenden Tag Gelegenheit, das Hüttenwerk Jesenice zu besichtigen, dessen Führung und Leitung in den Händen relativ junger Fachleute liegt. Diese Hütte hat eine Rohstahlerzeugung von rund 140 000 Tonnen jährlich. Zwei kleine Hochöfen mit einer Tagesproduktion von 250 Tonnen je Ofen liefern das Roheisen. In der entsprechenden Größe sind auch die Martinöfen sowie die Thomasbirne. Die Drahtverfeinerung ist gut eingerichtet. Auffallend war ein Walzgerüst, das Bleche von einer Stärke von 20 mm und einer Maximalbreite von 2500 mm walzt. Auf von uns gestellte Fragen erhielten wir von allen bereitwilligst Antwort. In den Warmbetrieben gibt es keinerlei Ablösung, jedoch ist das Tempo sehr ruhig.

Via Adria-Hafen Fiume fuhren wir mit einem werkeigenen Omnibus nach dem in Criknovice gelegenen Erholungsheim der Hütte. Von dem in Aussicht gestellten „Komfort“ des Heimes waren wir allerdings etwas enttäuscht; denn die sanitären Anlagen entsprachen nicht dem, was wir

in der Heimat gewöhnt sind. Es wurde aber sofort auf unsere Vorstellungen hin für Abhilfe gesorgt. Der Aufenthalt an der Küste wurde durch Ausflüge auf die Inseln Werbnick, Chilo und Rab verschönt. Die Insel Rab, die mit ihren Palmen und Zypressen einen absolut tropischen Charakter hat, brachte uns wieder neue Eindrücke.

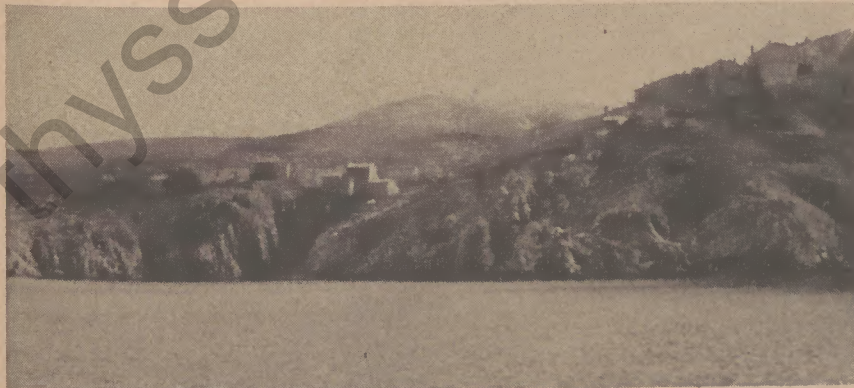
Der Baustil der Häuser, die Enge der Gassen und die brennende Hitze ließen uns klar erkennen, daß wir uns einige Breitengrade südlicher als Dortmund befanden.

Wir hatten während unseres Aufenthaltes genügend Gelegenheit, uns mit allen Schichten der Bevölkerung zu unterhalten und uns über den augenblicklichen Stand des Lebensstandards der arbeitenden Bevölkerung in dem Lande ein Bild zu machen. Das Durchschnittseinkommen eines Arbeiters beträgt rund 12 000 Dinar (= 170,— DM) pro Monat. Das Brot als Hauptnahrungsmittel kostet pro kg 30 Dinar (= 0,45 DM). Butter wird wenig gegessen und gilt als wichtige Exportware. Der Preis für Fleisch liegt ungefähr bei 160 Dinar (= 2,30 DM). Für 1 Liter Wein wird 1,20 bis 1,80 DM gezahlt und für eine Zigarette 2 bis 4 Pfennig. Außerst niedrig sind Wohnungsmieten. Dagegen wird gezahlt für ein Paar Schuhe 40,— DM, also ein Wochenverdienst, und ein Anzugstoff tragbarer Qualität kostet rund 80,— DM pro Meter.

Von dem früher konsequent und mit vollem Bewußtsein durchgeführten Versuch der Sowjetunion, jede Lebensfreude abzutöten, ist heute nichts mehr zu merken. Nach dem Bruch Jugoslawiens mit der Sowjetunion hat sich die Lage völlig verändert. Gewiß verfallen die Häuser weiter infolge des Mietzinsstopps, wodurch die Instandhaltung erschwert wird. Die Auslagen in den Schaufenstern und die Warensortimente in den Läden sind nach westlichen Begriffen dürftig. Die Menschen sind zum größten Teil ärmlich gekleidet. Das Entscheidende aber



Auf der Insel Rab



An der adriatischen Küste

ist die Wandlung des Geistes und der Atmosphäre. Das Regime ist immer noch hart; aber es zwingt die Menschen nicht mehr, sich dauernd als seine begeisterten Anhänger zu gebärden. Das Recht des Menschen, seine Freizeit nach eigenem Wunsch zu gestalten, wird stillschweigend anerkannt. Es gibt noch viele Gründe zu berechtigter Unzufriedenheit, aber mindestens hat der unheimliche physische Druck nachgelassen und die Bevölkerung kann wieder Mensch sein.

Die Überführung der Privatwirtschaft von Industrie, Verkehr, Handel und Gaststätten in den Besitz der Gemeinschaft ergab manche Probleme, die erst in der letzten Zeit geklärt worden sind. Es hat sich gezeigt, daß eine Anstellung in einem staatlichen Betrieb — z. B. als Direktor in einem staatlich übernommenen Hotel — mit festem Gehalt nicht den Erfolg zeigt, den man erwartete. Man ist daher in letzter Zeit dazu übergegangen, die arbeitenden Menschen am Ergebnis ihrer Arbeit zu interessieren. Läßt die Arbeitsleistung nach, fällt der Lohn, aber nur bis auf 80 Prozent der vereinbarten Summe, welche als Garantie anzusehen ist.

Über Ljubljana fuhren wir weiter nach Bled. Dieser Kurort, an dem See gleichen Namens gelegen, war in seiner landschaftlichen Schönheit ein würdiger Abschluß unseres Aufenthaltes in Jugoslawien. Ein Abschlußabend am Sonntag, dem 31. August, im Park-Hotel in Bled, an dem der Generaldirektor des Hüttenwerkes in Jesenice in kurzen Worten nochmals den tiefen Sinn des Austausches klarlegte, beendete unseren Aufenthalt.

Als kritische Betrachtung der Eindrücke, als Rückblick kann kurz folgendes zusammengefaßt werden:

1. Einen starken Eindruck machte auf alle Fahrtteilnehmer die herzliche Aufnahme durch die Kollegen des Syndikats und die freundschaftliche Verständigung mit allen Jugoslawen, mit denen wir in Berührung kamen.
2. Der neue und fremdartig landschaftliche Anblick, sei es die tropische



Arbeitsdirektor Hoffmann, Hoesch Bergwerks AG (10. von rechts) bei der Führung in Kaiserstuhl

- Pflanzenwelt oder aber das blaue Wasser des Adriatischen Meeres oder der klare nächtliche Sternenhimmel über der Adria.
3. Das außerordentlich gute Verhältnis zwischen den Eltern und ihren Kindern bzw. Erwachsenen und Kindern. Die Kinder werden dort gleichberechtigt und vollwertig behandelt, was sich nur vorteilhaft bei den Kindern auswirkt. Nicht besonders schön waren die Besuche der Lokale auch in den späten Abendstunden durch Kinder in Begleitung ihrer Eltern.
4. Die 75prozentige Fahrpreismäßigung für organisierte Arbeitnehmer bei Eisenbahnfahrten gelegentlich des Jahresurlaubs ist eine sehr schöne Einrichtung.
5. Weniger schön ist dagegen das Essen und die Bedienung in den meist unwahrscheinlich schmutzigen kleineren Restaurants.
6. Unangenehm wirken die mit Attrappen und Bildern der Staatsführer ebenso lieblos wie geschmacklos geschmückten Schaufenster, Lokale oder sogar Fabrikbetriebe sowie der Mangel an Konsumgütern und die Minderwertigkeit der vorhandenen Waren.

7. Das charakteristischste Lokal in den Städten ist die Weinschänke, eine lärmige, verrauchte Pinte, an deren Fenster eine Kartontafel anzeigt, daß der Grill in Betrieb ist. Der Geruch von gebratenem Hackfleisch, von Schafseber und Schweinespießchen schwebt in der Luft. Von unseren Kumpels würde sich in einer derartigen Kneipe kaum einer wohlfühlen.
8. Der diktatorisch konsequent durchgeführte Export von lebensnotwendigen Gütern auf Kosten der Bevölkerung ist sehr einschneidend. Trotz des ungeheuren Waldreichtums wird z. B. Brennholz an die Bevölkerung nur auf Bezugskarten abgegeben. Brennholz unterliegt allerdings als einziger Artikel der Bezugskontrolle. Sonst ist wieder alles karten- bzw. bezugscheinfrei.

*

Die jugoslawische Gruppe wurde am Bahnhof und in unserer Werkschenke von Arbeitsdirektor Alfred Berndsen und Betriebsratsvorsitzendem Gustav Schwentke von unserer Westfalenhütte und von Direktor Dr. Harald Koch von der Hoesch-Werke-AG herzlich begrüßt. Jeder Arbeitnehmer müsse heute aus dem egozentrischen und betriebsgeistigen Denken heraus- und in das weltoffene Denken hineingeführt werden. Darin liege wesentlich die Wegbereitung des Friedens.

Nach einem zehntägigen Erholungs-aufenthalt in Winterberg (Sauerland) waren die Jugoslawen in Dortmund unsere Gäste. Sie besichtigten u. a. unser Werk und seine Sozialeinrichtungen, die Westfalenhalle, die Gewerkschaftsschule in Wellinghofen und den Westfalendruck. Arbeitsdirektor Hoffmann von der Hoesch-Bergwerks-AG führte die Gäste durch die Schachtanlagen von Kaiserstuhl I und II. Auch unsere Filme fanden große Aufmerksamkeit. Eine Fahrt zum Rhein, zur Mosel und Ahr zeigte den Gästen mit die schönsten Gegenden Westdeutschlands.

Herzlichen Dank sprachen die Gäste am Abschlußabend in unserem Sportheim dem Werk und seiner Belegschaft aus. Sie äußerten den Wunsch, daß dieser gegenseitige Austausch fortgesetzt werden möge, da er der Völkerverständigung und dem Frieden diene.



Arbeitsdirektor Berndsen bei der Begrüßung des jugoslawischen Reiseführers auf dem Bahnsteig

Richtfest

UNSERER NEUEN LEHRWERKSTATT

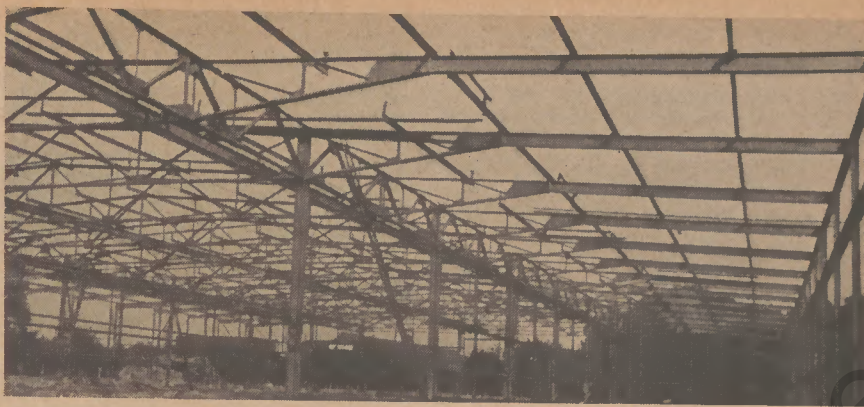
Etwas abgesetzt vom Werk, unweit unserer Sport- und Erholungsanlagen an der Kirchderner Straße, entsteht unsere neue Lehrwerkstatt, deren Richtfest in einer kleinen Feierstunde am 18. September begangen wurde. Arbeitsdirektor Berndsen, der am 20. Mai den ersten Spatenstich ausführte, konnte mit Freuden feststellen, daß alle am Bau Beteiligten ihr Bestes eingesetzt hätten, um das Werk voranzutreiben; der Termin

für die Errichtung der Stahlkonstruktion sei trotz unvorhergesehener Erschwernisse um drei Wochen, der für das Hauptgebäude sogar um einen Monat unterschritten worden. Bei einer derartigen Intensität sei damit zu rechnen, daß im März 1953 die neue Lehrwerkstatt ihrer Bestimmung übergeben werden könne. „Es wird keine Lehrwerkstatt im früheren Sinne sein — es wird eine Akademie der schaffenden Jugend werden, wo ein höchstqualifizierter Facharbeiter-nachwuchs, den wir so dringend gebrauchen, ausgebildet wird.“

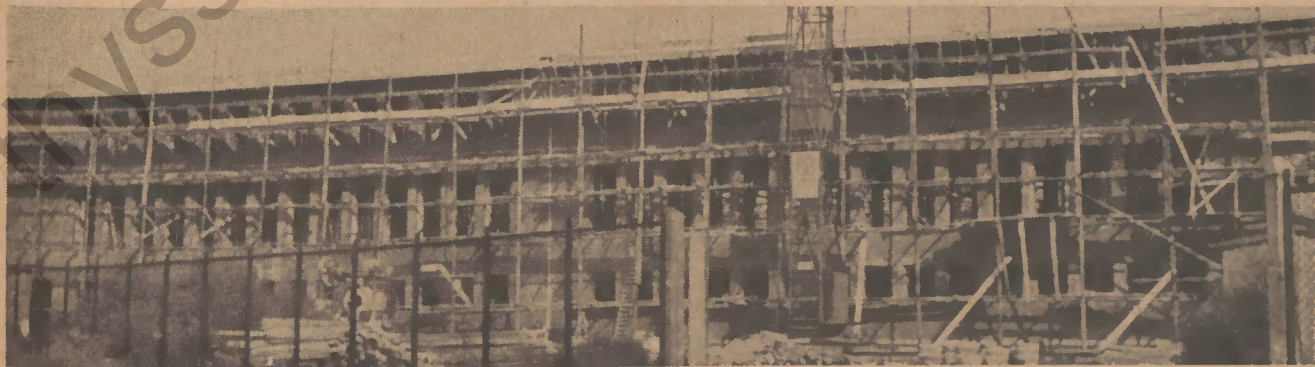
August Monin, Mitglied des Betriebsausschusses der Westfalenthütte und des Aufsichtsrates der Hoesch-Werke AG, stellte beson-

ders heraus, daß in der neuen Lehrwerkstatt die Lehrlinge nicht nur zu Facharbeitern, sondern auch zu echten Staats- und Wirtschaftsbürgern herangebildet würden.

Die neue Lehrwerkstatt, deren Grundfläche 80×50 Meter beträgt, wird neben den Lehrlingen für die metallverarbeitenden Berufe auch die Lehrlinge für das Elektriker-, Schreiner- und Maurerhandwerk ausbilden. In dem Schulgebäude, dessen Grundfläche 54×15 Meter beträgt, wird die praktische Ausbildung theoretisch untermauert werden. Hier wird auch die Möglichkeit geschaffen, unseren Erstmann- und Meisternachwuchs zu schulen.



Die Stahlkonstruktion der neuen Lehrwerkstatt



Das Unterrichtsgebäude der neuen Lehrwerkstatt

Es kann vorkommen . . .

daß man gezwungen ist, mit der Straßenbahn oder dem Bus zum Werk und vom Werk zu fahren. Straßenbahn und Bus sind kurz vor und kurz nach dem Dienst überfüllt. Davon ist jeder schmerzlich betroffen, ob Kollege oder Kollegin.

Zuerst: die Kollegin. Sie kämpft um die Gleichberechtigung, die ihr — formell — im Grundgesetz gewährleistet ist. Sie kämpft? Hm! Sie läßt sich — das gilt für die Masse der Frauen im allgemeinen und unserer Kolleginnen im besonderen — mehr oder weniger treiben. Sie ist ein Möchtegern. Sie tut so, als ob. Aber ob sie sie möchte oder ob sie sie will, die Gleichberechtigung nämlich — sie anerkennt nicht die gleiche Verpflichtung. Sie verlangt mindestens ein Sonderrecht: „als Dame behandelt“ zu werden. Das heißt für Straßenbahn und Bus: sie verlangt, daß alle Kollegen erstarrt stehen, bis sie den Wagen erklettert und den besten Platz belegt hat. Oder sie durchbricht mehr oder weniger sanft die Phalanx der den Wagen stürmenden Männer. Und sind alle Plätze besetzt — dann seht, Kollegen, wie sich das Näschen kräuselt und die Äuglein blitzen! Ein selbstverständliches Recht, holde Dame? Mitnichten! Gleichberechtigung heißt stets gleiche Verpflichtung. Das heißt auch: in der Straßenbahn stehen können — ohne „auf Dame“ zu pochen.

Zum zweiten: der Kollege. Er ist eben ein Mann. Er hat starke Ellenbogen. Er ist im zweimal-täglichen Ringen um den Platz an der Sonne — Verzeihung: Platz auf dem Sitze — kampfgestählt. „Was heißt schon Kollegin? Ich habe genau so lange gearbeitet wie sie. Ich bin genau so müde wie sie.“

So ist eine — kleine — Kategorie von Männern und Kollegen. Die andere Kategorie ist anders: diese Kollegen möchten sehr gerne der Dame Kollegin ihren Platz anbieten. Aber sie versinken vor den strahlend-fordernden Blicken in Erstarrung. Oder sie werden bockig: „Nee, mein Kind, wenn du willst, dann nicht, mache erst mal mit den Augen bitte-bitte!“ Die dritte Kategorie zählt nicht. Das sind die Schüchternen, die sich nicht zu setzen wagen — und die Bequemen, die sich nicht setzen, um sich nicht erheben zu brauchen.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, holde Kollegin, sind alle Männer Kavaliere des Herzens. Sie sind gentlemanlike, gerne, sehr gerne. Sie wollen geben, wenn ihnen nichts abgezwungen werden soll. Sie werden sich darum reißen, Ihnen, holde Kollegin, den Vortritt zu lassen oder den Platz anzubieten, wenn Sie Ihren — so oft von mir aus der Ferne bewunderten — Charme wirken lassen. Versuchen Sie es mal.

Haben wir uns verstanden? Oder habe ich fürchterlich ins Fettnäpchen getreten?

FÜR UNSERE SCHWER- BESCHÄDIGTEN

Blinder Kollege wird Erster im Sport



In einer kleinen Feierstunde in den Sozialwerkstätten der Westfalenhütte AG. wurde der Kriegsblinde Hermann Danielzik begrüßt und geehrt, der auf dem Versehrtensportfest auf der Insel Sylt, das am 7. und 8. September stattfand, den ersten Siegespreis und den Ehrenpreis des Bundesinnenministers erworben hatte. An diesem Sportfest hatten sich 680 Teilnehmer aus der Bundesrepublik, Berlin und der Ostzone und selbst aus Finnland und Dänemark beteiligt. Danielzik, der nicht nur durch Kriegsverwundung völlig blind, sondern auch armamputiert ist, erreichte im Schwimmwettkampf über 50 m die bemerkenswerte Zeit von 44,5 Sekunden. Im Vierkampf für Blinde wurde er erster Sieger im Weitsprung aus dem Stand, im Medizinballweitwurf, in den Bodenübungen und im Schwimmen. Den Einzelwettkampf bestritt er in der Klasse der Armamputierten, da dieser Wettkampf für Blinde nicht vorgesehen war. Unser Bild zeigt den Sieger im Kreise seiner Arbeitskameraden der Sozialwerkstätten, die alle Schwerbeschädigte und zum Teil Schwerstbeschädigte sind. Das Mitglied des Betriebsrates, Leo Eilebrecht, überbrachte die Glückwünsche der Betriebsvertretung und Belegschaft und, im Auftrage des Arbeitsdirektors Berndsen, der Direktion des Werkes.

Willst du so sein, Kollege?

Der Amerikaner Dale Carnegie schrieb das Buch „Wie man Freunde gewinnt“. Ein kleines Gegenstück dazu ist ein spritziger Beitrag, den „Mensch und Arbeit, Zeitschrift für betriebliche Sozial- und Wirtschaftspraxis“ in der August-Ausgabe 1952 unter der Überschrift „Wie man Feinde gewinnt“ veröffentlicht. Hier wird vielleicht bei diesem oder jenem ein empfindliches Hühnerauge angestoßen.

1. Du weißt alles besser, denn du bist ja älter, verdienst mehr und hast drei Kinder großgezogen.
2. Gib dein Leben für die Arbeit, denn die Arbeit ist deine Ehre. Gib aber nicht den Nagel deines kleinen Fingers für einen Mitarbeiter, denn wer weiß, ob es sich bezahlt macht.
3. Sei unpersönlich wie eine Klapperschlange. Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps. Nach diesem Grundsatz fegst du deine Arbeitsstätte von allen persönlichen Regungen frei.
4. Erkenne nur eine Arbeit an — und das ist deine eigene! Deine Mitarbeiter sind ja nur elende Pflücker, die dir nicht das Wasser reichen können.
5. Erfolge sind deine Erfolge — und Mißgriffe sind Mißgriffe deiner Mitarbeiter. Diese Einstellung bist du schon deiner Autorität schuldig.
6. Meide den Humor wie die Pest! Schließlich ist die Arbeit für dich kein Vergnügen, sondern eine ständig drückende Last.

7. Hat ein Mitarbeiter Erfolg, so setze alles daran, diesen Erfolg zu zerstören. Man muß dich fürchten, nur die Furcht erzeugt Achtung!
 8. Fasse keine eigenen Gedanken. Denken ist gefährlich und darum widersetze dich auch jeder Idee, die ein anderer hat.
 9. Tue nur das, wofür du bezahlt wirst! Dann wird es dir auch niemals passieren, daß du eine Verbesserung schaffst. Das Bessere ist immer der Feind des Guten — und du bist gut!
 10. Nur du darfst es zu etwas bringen, du stehst dir am nächsten, du bist eine geistige Führernatur!
 11. Benutze die alberne Vokabel von der „Betriebsfamilie“, aber handle nicht danach. Für dich gibt es kein Familienleben — und erst recht kein betriebliches!
 12. Niemand darf in deine Arbeit hineinwachsen. Wenn du eines Tages den Betrieb verläßt, soll man sehen, wen man verloren hat. Nach dir das Chaos!
 13. Überstunden sind die Seele vom Geschäft! Arbeite über die Zeit hinaus, so oft es nur geht und zeige mit dem Finger auf jeden, der da nicht mitmacht.
 14. Dulde keine Kritik, denn du bist vollkommen, vollkommen, vollkommen!
 15. Drohe! Drohe mit der Direktion, dem Abteilungsleiter, dem Meister, der Gewerkschaft — drohe, womit sich nur drohen läßt. Das macht dich stark!
 16. Es gibt nur ein Urteil für dich — das Vorurteil! Denn du bist immer allem und allen voran.
 17. Sage niemals das, was du wirklich denkst. Sprich in Gemeinplätzen, das strengt weniger an und ist ungefährlicher.
 18. Halte dich nicht mehr als notwendig an die Wahrheit. Nur Dummköpfen fällt nichts Besseres ein als eben die Wahrheit.
 19. Du arbeitest ohnehin am meisten, schiebe daher alle unangenehmen Aufgaben an deine Mitarbeiter ab.
 20. Sei anspruchsvoll! Wer viel verlangt, ist viel wert. Schlage keinen Nagel in deiner Wohnung selber ein — dafür gibt es ja Betriebshandwerker!
 21. Sorge dafür, daß kein anderer etwas bekommt, dadurch stützt du die Finanzen des Betriebes. Das Werk hat für dich schon ohnehin genug zu leisten.
 22. Neue Mitarbeiter haben nur dir zu gefallen. Ist das nicht der Fall, so setze alles daran, sie hinauszuekeln. Sei hart, wenn es um dein Ansehen geht!
 23. Umgib dich mit Mitarbeitern, die deinen überragenden Wert erkennen. Wer sich dir unterwirft, steht zu dir, ist dir treu!
 24. Vergiß niemals: auch in kleinster Position kann man ein großer Mann sein — wozu gab dir die Natur die Ellenbogen? Drücke die Weichen und Nachgiebigen beiseite, sie werden es dir später noch danken. Denn du bist zu Höherem berufen!
 25. Wenn du den vorangegangenen vierundzwanzig Punkten in allem entsprichst, hast du deinen Weg gemacht! Dann nimmst du eine Stellung ein, der keine gleichkommt, denn sie ist nicht gebunden an ein Amt, an Können oder Vertrauen.
- Du hast eines allen voraus: die Zahl deiner Feinde. Ohne sie wärest du ein Nichts, ein trauriges menschliches Unkraut. Und wenn man dich eines Tages aus dem Betrieb hinausgeworfen hat, kannst du zu Hause sitzen und träumen — träumen von der Vielzahl deiner Feinde! Ist das nicht eine hoffnungsvolle Zukunft...?

M. S.

DER WERKARZT SPRICHT

Wenn es „zieht . . .“

An sich ist die bewegte Luft, wenn sie den ganzen Körper umspült, für den Menschen fördernd und heilbringend. Die ganze Haut gewöhnt sich an Temperaturänderungen und übt sich in ihrer Eigenschaft als Wärme-Regulierungsapparat; die Verbrennungsvorgänge im Körper werden gesteigert und damit allerlei Schlacken und Krankheitsstoffe beseitigt. Bewegte Luft wirkt beschleunigend auf den Blutkreislauf, und die Gewebe der inneren Organe werden von stauendem Gewebswasser befreit, das zur Haut strömt.

Etwas anders ist es mit der Zugluft. Sie trifft nur einen kleinen Teil des Körpers, und zwar längere Zeit nur gewissermaßen systematisch, so daß

KULTURELLE BLITZLICHTER

Moderne über sich

Es ist das anerkannte oder doch guldete Vorrecht der Künstler, vorzupreschen und sogar die Umwelt zu schockieren. In der letzten Zeit aber mehren sich geradezu zynische Bekenntnisse prominenter Persönlichkeiten der bildenden und vorwiegend der modernen Kunst.

Pablo Picasso, der ungekrönte Zar der „progressiven“ Malerei, hat, wenn man einem neuen Buche des italienischen Schriftstellers Papini glauben darf, ein bemerkenswertes Schulbekenntnis abgelegt. Er bezichtigt sich frank und frei der bewußten Scharlatanerie. Seit Jahrzehnten, so gestand er Papini, mache er ein gutes Geld mit der Dummheit und Borniertheit eines sich für kunstverständlich haltenden Publikums. Seine Kritiker geheimnißten so viel in seine Arbeiten hinein, daß bewußt von ihm unverständlich Dargestelltes noch unverständlich würde. Keineswegs sei er ein Künstler, sondern lediglich ein Unterhalter der Öffentlichkeit.

Ähnlich liegt der Fall des Spaniers Salvador Dali, bekannt durch seine „kopilos“ Bilder und als Mitvater der allerdings sehr kurzlebigen Dadaismus-Mode. Dali hat sich kürzlich spontan von seinen bisherigen Erzeugnissen losgesagt und widmet sich nur noch der Herstellung naturnaher Heiligenbilder. Immerhin liegt hierin eine gewisse Linientreue — die Linientreue des Auffallenwollens um jeden Preis. Die jetzt erschienene Selbstbiographie Dalis setzt dem bedauernswerten Leser einen unverdaulichen Brei aus Bohème und Intellekt, Geschäftssinn und platten Albernheiten vor.

Bei Picasso und Dali handelt es sich um zwei Exponenten der modernen Malerei, die seit Jahr und Tag in aller Welt von ernsthaften Leuten ernsthaft diskutiert wird. Picasso, der gleichzeitig in östlichen Friedenstauben und „westlicher Dekadenz“ macht, und Dali, der sich gerade aus Pariser Existentialisten-Kellern kommend, um die Gunst des Klerus bemüht, haben wahrlich der modernen Kunst ein Bein gestellt, sie haben die Schar der geistig und seelisch um neue Gestaltungsformen ringenden Künstler in Mißkredit gebracht. Beide können es sich leisten, auf den Terrassen ihrer Villen die saure Reaktion der Weltmeinung zu studieren; sie haben ihr Vermögen im Kasten.

Wir haben bei Betrachtung der Düsseldorfer Ausstellung darauf hingewiesen, daß es bei der Wertung der modernen Kunst besonders schwierig ist, allgemein gültige Maßstäbe der Beurteilung zu finden, viel schwerer als

beispielsweise in der Kunst der Klassik, die in einem festgefügtsten Lebensgefühl erwuchs. Heute fehlt uns eine geistige Grundhaltung, weil unser Leben maßlos geworden ist, weil die Menschheit skeptisch geworden ist, weil die Lebensangst dominiert. So bitter wie Fälle Picasso und Dali sind, so wenig sind wir berechtigt, über die Moderne den Stab zu brechen.

Unser

FOTO-

WETTBEWERB

Die Beteiligung an dem Fotowettbewerb war in der Gruppe A (aus den Ferien — Landschaft, Personen oder Tiere in der Landschaft) erfreulicherweise sehr gut. Hier fiel dem Preisrichterkollegium, das aus Arbeitsdirektor Berndsen, Fotomeister Hering, Redakteur Hoischen, stellv. Betriebsratsvorsitzender Hutfilker und Rechtsanwalt Hümme bestand, die Entscheidung manchmal nicht leicht. Und doch wurden alle Entscheidungen einstimmig gefaßt.

Den 1. Preis in Höhe von 50,— DM erhielt Ruth Kindermann, Versuchsanstalt-Erzabteilung.

2. Preis in Höhe von 35,— DM: Wolfgang Wieprecht, Bauhof;

3. Preis in Höhe von 20,— DM: Hannelore Wibbecke, Hollerithabteilung.

Fünf weitere Preise in Höhe von 10,— DM:

Winfried Antoni, Betriebswirtschaft;

Wilhelm Hangebrauck, Stahlwerk;

Eduard Perczak, Eisenbahn;

Rolf Wehmeier, Neubauabteilung;

Günter West, Walzwerk VIII.

In der Gruppe B (aus dem täglichen Leben) waren die Einsendungen nicht so zahlreich. Es dürfte sich auch hier gezeigt haben, daß viele Fotoamateure den Blick für ihre nähere Umwelt nicht haben, daß sie lieber „in die Ferne schweifen“.

Den 1. Preis in Höhe von 50,— DM erhielt Wilhelm Wolf, Hochofen.

2. Preis in Höhe von 35,— DM: Hans Rosenträger, Bauabteilung;

3. Preis in Höhe von 20,— DM: Alfred Stresing, Elektrotechnische Abteilung.

Hier erkannte das Preisrichterkollegium nur auf zwei weitere Preise in Höhe von je 10,— DM, die an Irmgard Both, Betriebswirtschaft, und Helmut Arnold, Elektrotechnische Abteilung, fielen.

Paul Wefing, Kaliberwalzwerke, erhielt für eine Buntaufnahme aus dem Schwarzwald einen Sonderpreis in Höhe von 30,— DM.

Den Preisträgern

unseren herzlichsten Glückwunsch!

eine örtliche Unterkühlung entsteht. Dabei brauchen wir gar nicht das Empfinden einer besonderen Kühle zu haben. Gewiß wird vielfach der dem Zug ausgesetzte Körperteil der Leidtragende sein. Genau so gut kann bei Zugluft aber ein tieferliegendes Organ oder Gewebe Sitz der Erkältung werden, also etwa die Schleimhaut der Luftwege, die Nieren, das Ohr, die Lunge — und das ist eben das größte Gefahrenmoment des Gegenzuges, am bedrohlichsten natürlich bei anfälligen und wenig widerstandsfähigen Menschen.

Die Verschiedenheit der körperlichen Veranlagung und der Widerstandskraft der Menschen zeigt sich nirgends deutlicher, als wenn „es zieht“: der eine holt sich sofort Rheumatismus, dem anderen schadet genau derselbe Gegenzug überhaupt nichts, der eine niest sofort oder verspürt Halsschmerzen, der andere versteht gar nicht, wie man so „verzärtelt“ sein kann. Dieser ist eben von Kind auf ganz anders veranlagt und eine abgehärtete, viel robustere Natur. Freilich — auch solche Menschen sollten vorsichtig sein. Ihre Unempfindlichkeit gegen Zugluft hat ihre Grenzen, und was einem dreißig- oder vierzigmal nicht schadet, kann beim fünfzigsten Male eben doch einmal anders ausgehen. Sich dem Gegenzug aussetzen, bedeutet stets ein Spiel mit der Krankheit! Zwei Dinge sind ferner für die Wirkung des Gegenzuges wesentlich: das Alter des Menschen und seine Nerven. Der Körper des Jugendlichen sowie des „Mannes in den besten Jahren“ verfügt über hohe Kraftreserven. Wie gegen Krankheit überhaupt ist er daher auch gegen Zugluft noch widerstandsfähig. Wer aber einmal die Fünfzig überschritten hat, sollte auf diesem Gebiete lieber keine Kraftproben mehr versuchen, sondern der Zugluft aus dem Wege gehen oder sich durch Halstuch, Hut, Wechsel des Platzes und ähnliches ausreichend dagegen schützen. Die Gefahr, daß Gegenzug eine wirkliche Erkrankung auslöst, ist im Alter eben viel größer. Wesentlich ist auch der Nervenzustand des Betroffenen: ohne daß die tieferen Zusammenhänge schon genügend erforscht wären, hat man beobachtet, daß nervöse und erschöpfte, übermüdete oder überhaupt ermüdete Menschen dem Angriff des Gegenzuges viel schneller erliegen als andere.

Die besten Gegenmittel gegen etwaige unheilvolle Wirkungen der Zugluft sind erstens Vorsicht, zweitens geeignete Kleidung und drittens Abhärtung, und zwar des ganzen Körpers. Neben Schwimmen kommt dafür vor allem das Luftbad in Frage, das unter allen Umständen auch im Winter (als Zimmerluftbad) weitergeführt werden muß und für alle Altersstufen segensreich ist. Es durchbluten die besonders an der Oberfläche der Haut verzweigten Haargefäße, fördert die Abhärtung der Schleimhäute, gewöhnt die Haut an Temperaturwechsel und steigert alle natürlichen Abwehrkräfte des Körpers.

Die Frau ist kein Reservist

„Wir müssen davon abkommen, daß die Frau den Charakter eines für die Wirtschaft verfügbaren Reservisten erhält“, erklärte Dorothea Karsten, Referentin für Frauenfragen im Bundesinnenministerium, vor der Frauensektion des Lutherischen Weltbundes, der Ende Juli in Hannover tagte.

Frau Karsten forderte, daß die Frau als Hüterin der Familie gemeinsam mit dem Mann die besten Regeln für die Ordnung des Gemeinschaftslebens finde. Ist die staatliche Anerkennung der Prostitution zu rechtfertigen oder abzulehnen? Ist der soziale oder der Leistungslohn zu fordern? Soll eine staatliche oder private Familienhilfe gefördert werden? Zu diesen Fragen sei die Kirche einen klärenden Beitrag schuldig. Die Frage der Geburtenregelung behandelte Frau Lieselotte Nold. Das Nein dazu wäre einfach zu sagen. Damit ließe man aber tausende gequälte Gewissen weiter allein. „Unsere Antwort kann kein Rezept sein, nicht Verbot oder Erlaubnis, aber vielleicht ein Wort, das von der Gabe des Lebens und dem Geschenk der Kinder reicht bis dahin, daß Ehe nicht nur Geschlechtsgemeinschaft heißt.“

Der Amerikaner Henry Bagger fragte dagegen: „Darf das Gewissen der Kirche an diesem Punkt mit der Welt konform gehen, oder ist es nicht eine wirkliche Gefahr, wenn die Kirche den Gebrauch von Verhütungsmitteln öffentlich sanktioniert?“

Bagger verwandte sich dafür, daß die Kirche die gesetzlichen Bestimmungen über die Ehescheidung anfechten und die Unauflöslichkeit der Ehe als eine Grundeinstellung der Christen zur Ehe neu proklamieren solle.

WIR GRÜßEN. UNSERE JUBILARE

*Nachstehende Belegschaftsmitglieder
feierten im Monat August ihr Dienstjubiläum*

40jähriges Dienstjubiläum

Ballinger, August	Thomaswerk
Frankowiak, Theodor	Sozialwerkstätten
Hagemann, Wilhelm	Elektr.-Abtlg.
Hänsler, August	Breitbandwalzwerk
Horst, August	M. A.-Walzwerk I/III
Lehr, Eduard	Hochofen
Meiritz, Adolf	Elektr.-Abtlg.
Mensing, Heinrich	Dreherei
Wawczon, Czeslaus	Hochofen

25jähriges Dienstjubiläum

Bastian, Fritz	Grubenausbau
Bergsma, Johann	Phosphatmühle
Borowski, Otto	Walzwerk IV/V
Bölke, Reinhold	Elektr.-Abtlg.

Drescher, August	Elektr.-Abtlg.
Dronsek, Heinrich	Maschinenabteilung
Dronzek, Hermann	Mech.-Werkstatt
Engwer, Albert	Eisenbahn-Abtlg.
Frielinghaus, Ferdinand	Technisches Büro
Göke, Josef	Allgemeiner Fahrbetrieb
Hartmann, Heinrich	Maschinenabteilung
Haubrock, Johann	Drahtverfeinerung
Heumann, Fritz	Walzwerk I
Josucks, Gustav	Walzwerk I
Krause, Otto	M. A.-Stahlwerk
Meinholz, Paul	Drahtverfeinerung
Mannefeld, Alexander	Elektr.-Abtlg.
Müller, Walter	Bau-Abtlg.
Niggenaber, Josef	Elektr.-Abtlg.
Saddig, Paul	Werk Barop
Schiemann, Fritz	M. A. Betr.-Werkst.
Terhorst, Hans	Mech.-Werkstatt
Thomas, Josef	Drahtverfeinerung
Veenker, Hermann	Spezialblechwalzwerk
Wegemann, Erich	Thomaswerk
Wohlgemuth, Franz	Thomaswerk

*Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft
wünschen nochmals alles Gute*

BETRIEBS- KRANKENKASSE

Nochmals Krankengeld

Es kommt immer noch vor, daß wir Mitgliedern unserer Kasse das Krankengeld teilweise versagen müssen, weil die Krankmeldung zu spät in unsere Hände gelangt war. Die gesetzlichen Bestimmungen sind hierbei für uns zwingend. Die im Gesetz vorgesehenen Ausnahmen können unter den hiesigen Verhältnissen überhaupt nicht eintreten.

Unkenntnis der Bestimmungen berechtigt die Kasse nicht, das Krankengeld zu zahlen. Für den Eingang bei der Krankenkasse ist das Mitglied einzig und allein verantwortlich. Der Nachweis, daß die Bescheinigung bei einer anderen Stelle abgegeben worden ist, die dann die Weitergabe versäumt hat, berechtigt uns nicht, das Krankengeld anzuerkennen. Ebenso wenig kann das Versäumnis irgend eines Anverwandten als stichhaltiger Grund angesehen werden.

Wenn bei der ersten Inanspruchnahme des Arztes versehentlich die Arbeitsunfähigkeitsmeldung noch nicht ausgestellt worden ist, so kann sich jedes Mitglied dadurch helfen, daß es uns auf einer einfachen Postkarte von der Tatsache seiner Erkrankung Mitteilung macht und die ärztliche Bescheinigung umgehend nachschickt.

Um nicht nur unseren Mitgliedern sondern auch uns selbst Unannehmlichkeiten zu ersparen, bitten wir alle unsere Mitglieder, dieses im Krankheitsfalle zu beachten. Es ist nur zu empfehlen, auch die Familienangehörigen entsprechend zu unterrichten, damit diese im Notfalle wissen, was zu tun ist.

Krankenwagen

Genau so verhält es sich mit der Inanspruchnahme unseres Krankenwagens. Obwohl unsere Werkfeuerwehr sehr gute Wagen zur Verfügung hat, die Tag und Nacht dienstbereit sind, werden immer noch gelegentlich andere Fahrzeuge benutzt. Wir können die dadurch entstehenden Kosten nur in solchen dringenden Fällen übernehmen, in denen nachweislich die Benutzung der werkeigenen Wagen nicht möglich war.

Um sich vor Schaden zu schützen, bitten wir daher unsere Mitglieder, für sich und ihre Angehörigen nur unseren Krankenwagen anzufordern und alle Angehörigen auf diese Möglichkeit hinzuweisen. Der Krankenwagen ist jederzeit telefonisch zu erreichen unter der Nummer 3 01 41, Nebenanschluß 221.

Eine ungesunde Mahlzeit

Mein Freund Eisenfresser verdient sich sein Brot damit, daß er auf Jahrmärkten Nägel kaut und Degen schluckt. Er ist ein Meister in seinem Metier, und so kommt es, daß er an manchen Tagen wohl zehn Vorstellungen geben muß. Kein Wunder, daß es ihn hin und wieder nach anderer als der allzu gewohnten Speise gelüstet. Nach acht-

Werkbücherei

Ab 1. Oktober 1952 sind für die Werkbücherei neue Leihzeiten festgesetzt. Der Umtausch der Bücher für Erwachsene ist:

Montag, Mittwoch, Freitag 11—19 Uhr
Dienstag 15—19 Uhr

Am Donnerstag und Samstag finden für Erwachsene keine Buchausleihen statt.

Für Jugendliche im Alter von 6 bis 14 Jahren sind die Ausleihzeiten:

Dienstag 12—15 Uhr
Donnerstag 13—16 Uhr

Der Leseraum ist von Montag bis Freitag von 10—21 Uhr und am Samstag von 10—16 Uhr geöffnet.

teiligen Taschenmessern etwa oder spitzen Nagelfeilen. Das sind natürlich nur Delikatessen für ihn, an denen er sich nicht sattzuessen vermag. So kann man sich sehr gut vorstellen, aus was für Augen Eisenfresser stierte, als er vor einiger Zeit unser Hüttenwerk besuchte. Nachdem er zuvor mit Koks gegurgelt und einige Erzbrocken in den Mund gesteckt, auf denen er herumkaute, als wäre es Kandiszucker,

zog es ihn zum Martinwerk, in dessen Pfannen einige hundert Tonnen Stahl brodelten und kochten. Als er von da zu den Durchweichgruben kam und im Hammerwerk sah, wie die gewaltigen Stahlblöcke gequetscht und in Form gebracht wurden, mochte ihm zumute sein wie einem Schuljungen, der vor Weihnachten in eine Backstube darf, in der es überall nach frischgebackenem Kuchen duftet. Aber Eisenfresser hielt sich zurück. Noch im Blockwalzwerk war ihm nicht anzumerken, wie er mit der Eblust kämpfte. Als er dann aber im Drahtwalzwerk an allen Ecken und Enden den glühheißen Draht an sich vorüberschießen sah, der gleich darauf aufgerollt und grau auf die Transportschiene fiel, um im Pilgerschritt zur Adjustage zu wandern, da konnte er nicht mehr. Ehe jemand ihn zu halten vermochte, hatte er eine der grauen Rollen zu sich herangezogen, um sie mit einem Heißhunger zu verschlingen, als wären es Spaghetti. Das dicke Ende kam natürlich nach.

Drei Wochen lag er zwischen Tod und Leben. „Wie konnten Sie nur?“ fragte der Arzt ihn vorwurfsvoll, als er endlich die Augen aufschlug. „Ich weiß“, brachte Eisenfresser mit heiserer Stimme hervor, „ich hätte warten müssen, bis der Draht sich etwas abgekühlt hatte!“ Erich Grisar

Schaffendes Walzwerk

Heißer Brodem stürzt sich lechzend
in das Arbeitsangesicht,
wie ein geisternd, glühend Licht
irrt er weiter über Hände,
die mit Kräften ringen.
Ohne Ende
formen Walzen stundenlang
durchglühtes Eisen,
dröhnend ihren Sang im Gleichklang
durch die Walzwerkstraßen tragend.

Warnend tönt der Kran vorüber,
schwere Lasten über Menschen schwin-
Mit dem Atem, *legend.*
der im heißen Hauch der Brust entflieht,
mischt sich feiner Staub.
Tanzend wirft er sich,
wie grauer Nebel,
auf Maschinen, Mensch und Stahl.
Dunst vom Abgas zieht beklemmend
durch den Arbeitsraum.

Fahle Sonnenstreifen bilden Zwilicht,
das sich nüchtern
in dem Glutschein bricht.
Ernstle Mienen,
die verborgen Lächeln tragen
und vom Schweiß wie eingesalbt er-
glänzen,
tragen stolze Freiheit in den Augen.
Künden freies Schaffen.
Edle Waffen
der Gemeinsamkeit.

Lore Müller, Barop

Unfälle im Monat August

Im Monat August ereigneten sich auf dem Hüttenwerk (einschließlich Barop) 142 leichte und 1 schwerer Unfall, auf dem Wege von bzw. zur Arbeit 7 leichte Unfälle.

In der nachstehenden Tabelle sind die Zahlen des Vormonats in Klammern eingesetzt:

	Belegschaftszahl	leicht	schwer	tödl.	Summe
Hochofen	786	16 (14)	— (—)	— (—)	16 (14)
Zementfabrik	88	1 (—)	— (—)	— (—)	1 (—)
Thomaswerk	309	8 (2)	— (—)	— (—)	8 (2)
Martinwerk	554	3 (14)	— (—)	— (1)	3 (15)
Steinfabrik	138	4 (1)	— (—)	— (—)	4 (1)
Phosphatmühle	81	2 (1)	— (—)	— (—)	2 (1)
Kaliberwalzwerke	1118	15 (26)	— (—)	— (—)	15 (26)
Blechwerk I/II	371	10 (6)	— (—)	— (—)	10 (6)
Werk Barop	521	27 (15)	— (—)	— (—)	27 (15)
Breitbandwalzwerk	162	2 (5)	— (—)	— (—)	2 (5)
Spez.-Blechwalzwerk	153	4 (7)	— (—)	— (—)	4 (7)
Preß- u. Hammerwerk	182	7 (5)	— (—)	— (—)	7 (5)
Grubenausbau	40	— (2)	— (—)	— (—)	— (2)
Kaltwalzwerk	286	4 (6)	— (—)	— (—)	4 (6)
Drahtverfeinerung	374	3 (3)	— (—)	— (—)	3 (3)
Maschinenabteilung	1382	7 (5)	— (—)	— (—)	7 (5)
Elektrotechn. Abt.	483	2 (—)	— (—)	— (—)	2 (—)
Mech. Werkstätten	529	5 (5)	— (—)	— (—)	5 (5)
Eisenbahnbetriebe	946	12 (15)	1 (—)	— (—)	13 (15)
Baubetriebe	458	3 (3)	— (—)	— (—)	3 (3)
Fahrbetrieb	68	— (—)	— (—)	— (—)	— (—)
Versuchsbetriebe	144	1 (—)	— (—)	— (—)	1 (—)
Sonstige Betriebe	360	2 (1)	— (—)	— (—)	2 (1)
Lehrwerkstatt	258	1 (3)	— (—)	— (—)	1 (3)
Sozialbetriebe	323	1 (—)	— (—)	— (—)	1 (—)
Hauptverw. u. Betr.-Ang.	1624	2 (—)	— (—)	— (—)	2 (—)
Summe	11 738	142 (139)	1 (—)	— (1)	143 (140)
Wegeunfälle		7 (12)	— (—)	— (—)	7 (12)

Der schwere Unfall ereignete sich im Rangierbetrieb der Abt. Eisenbahn auf dem Gelände der Phosphatmühle. Der Lok.-Heizer Muszinski war im Begriff, die Tenderplatte der Lokomotive von der Pleuelstange aus zu besteigen, um Öl zu besorgen. In diesem Augenblick wurde das Getriebe der Lokomotive in Bewegung gesetzt und Muszinski geriet mit dem rechten Fuß dazwischen. Hierbei wurde ihm der Fuß bis zum Mittelfußknochen abgequetscht.

Die vorgekommenen Unfälle wurden laufend untersucht und die Unfallursachen, soweit wie möglich, nach Rücksprache mit den Betrieben und Unfallvertrauensmännern abgestellt.

Am 7. August 1952 fand eine Besprechung mit den Unfallvertrauensmännern des Hüttenwerkes statt. An der Besprechung nahmen auch Arbeitsdirektor Berndsen und Dipl.-Ing. Ruhe von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft teil.

Am 27. August 1952 fand eine Schulung der neu eingesetzten Unfallvertrauensmänner statt.

Am 28. August 1952 wurde eine Besprechung mit den Unfallvertrauensmännern des Werkes Barop abgehalten.

Im Zuge der Unfallverhütungsaktion „Augen auf im Straßenverkehr“ wurden von uns 885 Fahrräder überprüft. An 512 Rädern wurden Mängel festgestellt. Die Besitzer der Fahrräder wurden schriftlich auf die Fehler hingewiesen.

Sie wurden belohnt

Für Rettung aus Unfallgefahr erhielten nachstehende Belegschaftsmitglieder Belohnungen vom Werk bzw. von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft:

Josef Wiesemann, Hochofen,

Richard Neuß, Hochofen,

Hubert Siedhoff, Martinwerk.



Oberes Bild: Bohrer beim Glätten der Bergwand. Darunter sieht man eine Reihe von Abraumwagen und einen Schutzraum (für die Sicherheit der Arbeiter während der Sprengungen) und im Hintergrund zwei Erzbagger

Unteres Bild: Seilschlagbohrmaschinen am Rande einer Abraumstufe. Im Hintergrund das Liegende des alten Stufenniveaus

